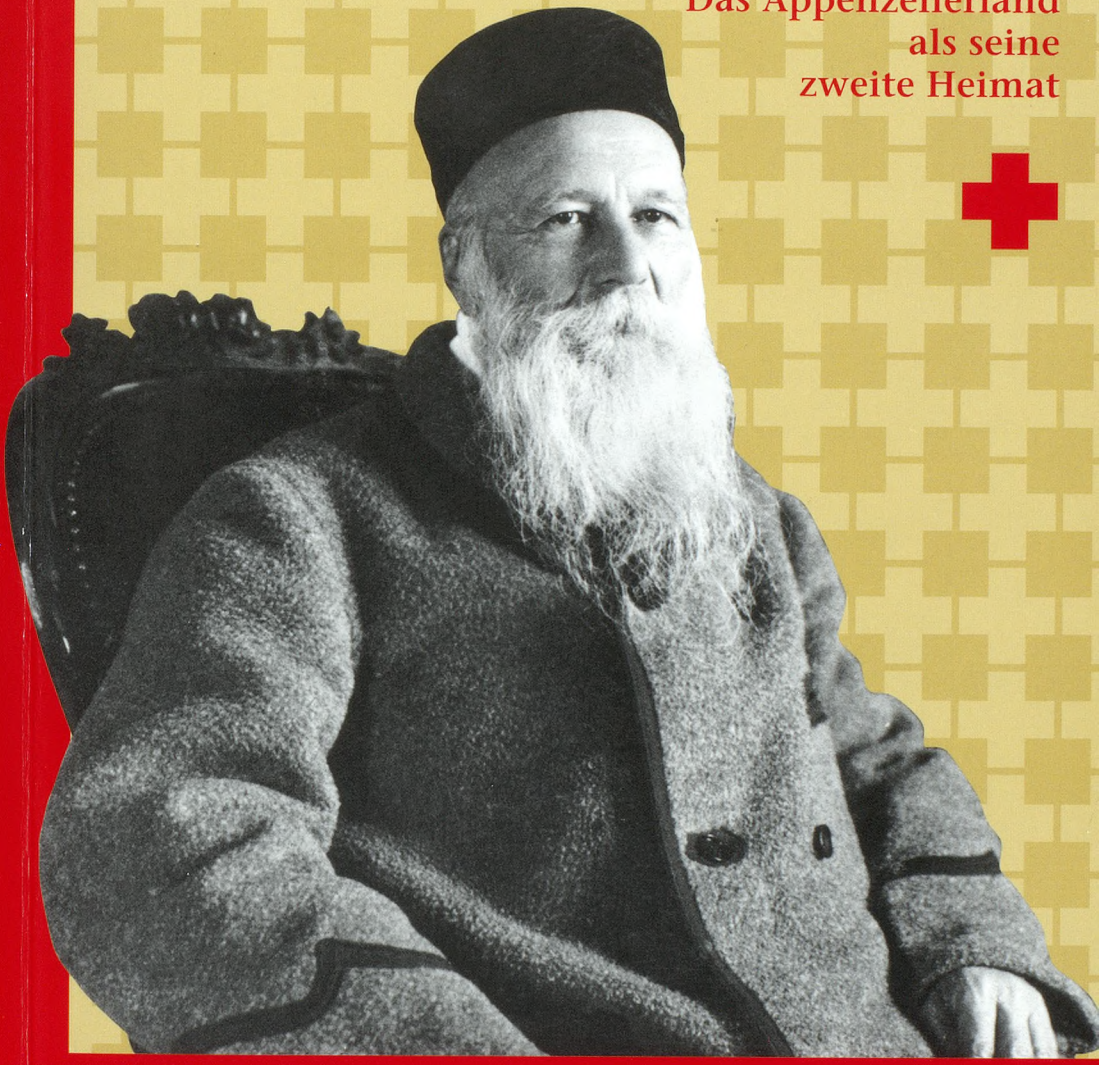
Hans Amann

Henry Dunant

Das Appenzellerland als seine zweite Heimat



Das Land Appenzell

Henry Dunant

Das Appenzellerland als seine zweite Heimat

Hans Amann

Henry Dunant

Das Appenzellerland als seine zweite Heimat

1. Auflage, 1992
2., überarbeitete Auflage 2008
© Verlag Appenzeller Hefte, CH-9101 Herisau
Satz und Druck: Appenzeller Druckerei, Herisau
ISBN: 978-3-85882-118-8
www.appenzellerverlag.ch

Inhalt

9 Dunants Weg von Genf nach Heiden

16 Dunant in Heiden
16 Pensionär im «Paradies»
20 Dunants religiöse Bilderwelt
21 Harte Worte gegen Kirche und Staat
22 Freundschaft mit Familie Sonderegger
26 Gründung einer Rot-Kreuz-Sektion in Heiden
28 Trogener Intermezzo
28 Im Krankenhaus
30 Rückzug in die vier Wände
33 Späte Beachtung Dunants
36 Georg Baumbergers Einsatz für Dunant
49 Freunde in aller Welt
50 «Die Entstehungsgeschichte des Roten Kreuzes»
51 Hilfe und Anerkennung
60 Der 80. Geburtstag
61 Die letzten Jahre
63 Der Tod

66 Nachlese
66 Der Fiskus
68 Das Grabmal
68 Dunant-Museum und Denkmal in Heiden

71 Dunants Lebensweg (Zeittafel)
77 Quellenverzeichnis

«Kein Land hat mehr als die Schweiz Veranlassung, dankbar Henry Dunants zu gedenken, nicht nur, weil sie stolz darauf sein darf, diesen Wohltäter der Menschen zu ihren Bürgern zu zählen, sondern weil Dunant und seine Mitarbeiter das Werk des Roten Kreuzes in enge und dauernde Verbindung mit der Schweiz gebracht haben.»

Prof. Max Huber, langjähriger Präsident des IKRK, anlässlich der Gedenkfeier zum 100. Geburtstag Dunants 1928

Dunants Weg von Genf nach Heiden

Der Mann, der als alleinstehender Dauerpensionär am 30. Oktober 1910 im Bezirkskrankenhaus in Heiden die Augen schloss – hochberühmt und gefeiert als erster Friedensnobelpreisträger der Welt, der Gründer des Internationalen Roten Kreuzes –, hatte seinen Ruf als Wohltäter der Menschheit mit einem schweren, geradezu abenteuerlichen Leben bezahlt. Im Appenzellerland verbrachte er die letzten 23 Jahre seines bewegten Lebens mit vielen Höhen und Tiefen, mit Glanz und Elend.

Dem ersten Kind und Stammhalter des Ehepaares Jean-Jacques Dunant und seiner Frau Anne-Antoinette Colladon, das am 8. Mai 1828 in Genf zur Welt kam, waren von seiner angesehenen und wohlhabenden Familie her alle Voraussetzungen für ein sorgenfreies Leben in die Wiege gelegt worden.

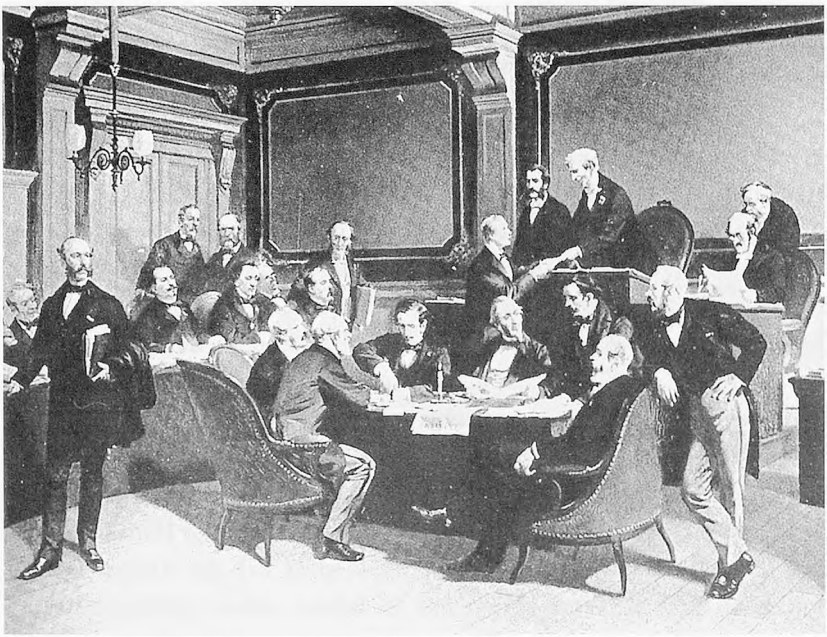
Sein Vater war Kaufmann und Waisenrat und verwaltete die Armengelder eines ganzen Viertels. Die Mutter, eine gebildete, feinfühlige und tiefgläubige Frau, kümmerte sich ebenfalls regelmässig um die Armen und Kranken der Stadt. Zu den Besuchen im Armenviertel nahm sie oft den kleinen Jean-Henri mit. «Auf diese Weise», so schrieb Dunant später in seinen Lebenserinnerungen, «lernte ich ein wenig das Unglück und Elend kennen, das in den dunkeln Gassen und in den Wohnungen herrschte, die eher wie Ställe anmuteten. Damals begriff ich zum ersten Mal, dass ein Einzelner angesichts von soviel Elend machtlos ist und dass, wenn man auch nur wenig helfen will, die ganze Menschheit in die Schranken treten muss, um diese fürchterliche Not zu beseitigen.»

Der Knabe, der die Not in den grauen und feuchten Häusern Genfs mit seiner Mutter kennengelernt hatte, schloss sich der Almosengesellschaft an und besuchte schon mit 18 Jahren selber Gefängnisse und Armenviertel. Mit einigen gleichgesinnten Kameraden führte er in der «Donnerstags-Vereinigung» Erbauungsabende durch, aus denen 1852 der «Christliche Verein Junger Männer» (CVJM) hervorging.

Auf Wunsch des Vaters begann Henri, der sich von jetzt an Henry mit einem y schrieb, um nicht immer mit einer Schuhstickerin gleichen Namens verwechselt zu werden, mit einer Banklehre. 1853, kaum 25

Jahre alt, erhielt er die vorübergehend freigewordene Stelle eines Direktors der seiner Bank nahestehenden «Gesellschaft der Schweizer Kolonien in Sétif». Er reiste mehrere Male nach Algerien, Tunesien und Sizilien. Zuerst als Angestellter, dann bald selbständig schaffend, trieb er einen, wie er selber zugab, «reichlich waghalsigen» Handel mit Getreide, Haifischen, Vieh und Holz, mit dem Betrieb von Bleimühlen und Marmorbrüchen.

Die geschäftlichen Erfolge gaben ihm Mut, die «Aktiengesellschaft der Mühlen von Mons Djémila» in Algier zu gründen. Kapitalkräftige Kreise, vor allem auch seine Familie, stellten ihm bedeutende Mittel zur Verfügung. Zudem gelang es ihm, Freunde zum Kauf seiner Aktien zu



Die Unterzeichnung des 1. Genfer Abkommens vom 22. August 1864 war der Höhepunkt im Leben Henry Dunants. Dann aber versank er für fast drei Jahrzehnte im Dunkel der Vergessenheit und des Elends.
Am Präsidentenstuhl stehend General Guillaume Henri Dufour, rechts neben ihm Henry Dunant. Das gegenseitige Versprechen wurde von 12 Staaten unterzeichnet. (Gemälde von Ch. E. Armand Dumaresque im Genfer Rathaus)

überreden. Nun fehlten nur noch Ländereien, die das Getreide für seine Mühlen lieferten. 1859 reiste er nach Italien, um bei Napoleon III. wegen seiner algerischen Geschäfte vorzusprechen. In Ausweitung seines politischen Einflusses war der Kaiser bestrebt, in einem Feldzug die Habsburger aus Italien zu vertreiben. Obwohl der Zeitpunkt, Napoleon in einer persönlichen Angelegenheit anzusprechen, denkbar ungeeignet war, versuchte es der 31-jährige Dunant trotzdem.

Ganz unvorbereitet stand er mitten im Kriegsgetümmel. Hier erlebte er nun alle Schrecken des modernen Krieges und vergass dabei seine persönlichen Absichten. Am 24. Juni 1859 ging in Solferino, südlich des Gardasees, eine der blutigsten Schlachten der Geschichte zu Ende. 40 000 tote und verwundete Soldaten lagen verlassen auf dem Schlachtfeld – das Ergebnis der neuzeitlich entwickelten Waffentechnik, als erstmals weitreichende Geschütze den Massen von Kavallerie und Infanterie gegenüberstanden.

Dunant war zutiefst erschüttert. Unbekümmert um die Nationalität der Soldaten, stand er in den nächsten Tagen und Nächten allen Verletzten bei. «Tutti fratelli – alle sind Brüder»; mit diesem Ruf, der über das Schlachtfeld hallte, gewann er Helferinnen und Helfer.

In Solferino nahm Dunants Leben eine vollkommen neue Richtung. Die Schreckenstage lösten in ihm den Entschluss zu einer Tat aus. Er war sich bewusst, dass es ein Einzelner nie fertig bringen würde, einen Krieg zu verhüten. Aber dass die Folgen gelindert werden können, daran glaubte er.

Im November 1862 erschien aus seiner Feder «Eine Erinnerung an Solferino» als unverkäuflicher Privatdruck und auf eigene Kosten gedruckt. Die Schrift wurde von ihrem Verfasser an gekrönte und ungekrönte Häupter und an Regierungen in aller Welt versandt. Sie rüttelte die Geister wach.

Eine Woche nach deren Erscheinen setzte die Versammlung der Gemeinnützigen Gesellschaft in Genf die darin enthaltenen Ideen auf die Tagesordnung und beauftragte ein Komitee von fünf Mitgliedern, ein Memorandum über die «Unterstützung kriegführender Armeen durch Korps freiwilliger Helfer» zu verfassen.

Das bekannteste Mitglied des Komitees war General Guillaume

Henri Dufour, der sich durch menschliche Kriegsführung, vor allem im Sonderbundskrieg von 1847, verdient gemacht hatte.

Die beiden Mediziner Theophile Maunoir und Louis Appia stellten ihre Berufskenntnisse zur Verfügung, als sie ihm Beistand zusagten. Der gesetzeskundige Advokat Gustave Moynier, Präsident der Genfer Gemeinnützigen Gesellschaft, war der Mann, der Dunants Elan in gesunde Bahnen lenkte. Dunants Verbindungen zu Regierungen und Fürstlichkeiten, zu Militärs und Gelehrten war es zu verdanken, dass die erste internationale Konferenz vom 26. bis 29. Oktober 1863 unter dem Vorsitz von General Dufour durchgeführt werden konnte. Der Einladung waren 16 Staaten gefolgt.

Es war die Geburtsstunde des Roten Kreuzes! Die Unterzeichnung der Konvention von Genf «zur Verbesserung des Loses der verwundeten Soldaten auf dem Feld» vom 22. August 1864 war zweifellos der Höhepunkt im Leben Henry Dunants.

Zum ersten Mal in der Geschichte unterzeichneten die Mächtigen dieser Welt einen allgemein verbindlichen internationalen Vertrag. Das Prinzip der Neutralität wurde akzeptiert. Als Schutzzeichen für den Sanitätsdienst und die freiwillige Sanitätshilfe wurde zu Ehren der Eidgenossenschaft das in den Farben umgekehrte Schweizer Wappen bestimmt: das rote Kreuz im weissen Feld.

Dunant stand während der internationalen Beratungen nicht im Mittelpunkt; die älteren Komiteemitglieder hatten dafür gesorgt, denn sie fürchteten seinen Eigenwillen. Er wirkte aber umsichtig als Sekretär.

1865 traf er Napoleon III. in Algerien. Er erhoffte sich geschäftliche Vorteile für seine Gesellschaft, die wegen der Aktivitäten für seine Idee sträflich vernachlässigt worden war. Ihre Lage wurde prekär. 1867 musste er offiziell den Bankrott seiner Firma anmelden. Familie und Verwandtschaft, aber auch weitere Kreise seiner Vaterstadt mussten für die Spekulationslust ihres jungen Mitbürgers mit einem Verlust von über einer Million Franken damaliger Währung büssen. Sie haben es ihm nie verziehen. Das Komitee vom Roten Kreuz war ebenfalls der Meinung, dass der Bankrotteur Dunant in seinen Reihen untragbar sei. Man verlangte von ihm, dass er seinen Rücktritt einreiche. Moynier nahm nun die Zügel in die Hand.

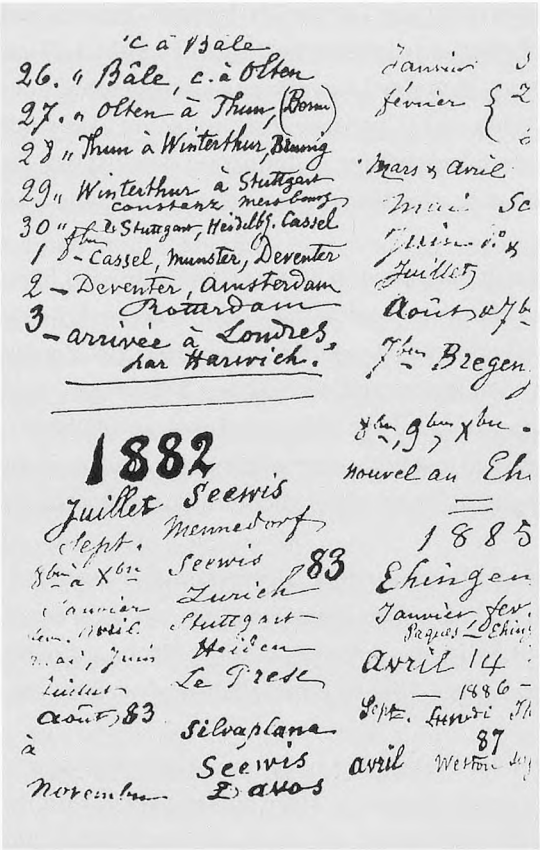
Am 17. August 1868 verurteilte das Genfer Zivilgericht Dunant und warf ihm vor, seine Mitarbeiter «wissentlich betrogen» zu haben. Nach diesem Schuldspruch versagte ihm Genf die Achtung als unbescholtener Bürger. Dem 39-Jährigen blieb nichts anderes übrig, als seine Vaterstadt zu verlassen, in der ein verbürgerlichter Calvinismus Wohlstand als Zeichen der Erwählung deutete und Verarmung für eine Schande und eine Strafe Gottes hielt.

Dunant liess sich zuerst in Paris nieder. In der ersten Hälfte der Siebzigerjahre hielt er sich vor allem in London auf. Man weiss auch heute noch nicht über alle Einzelheiten aus den Jahrzehnten Bescheid, die der Geächtete zwischen dem vierzigsten und sechzigsten Lebensjahr, von Unruhe getrieben, von Land zu Land vor seinen Gläubigern flüchtend, verbrachte. Wenn sich jemand nach Dunant erkundigte, gab man in Genf den halbwahren Bescheid, man wisse nichts mehr von ihm, er müsse gestorben sein.

Mit literarischen Gelegenheitsarbeiten, Übersetzungen und Zeitungsartikeln hielt er sich mühsam über Wasser. Es kam vor, dass er am Tag mit seinen Anliegen in Palästen vorsprach und die Nacht auf einer Bank in einer öffentlichen Anlage oder in einem Bahnhofwartsaal verbrachte.

«Ich habe zu denen gehört», schrieb er in seinen Lebenserinnerungen, «die ihre Kleider mit etwas schwarzer Tinte aufschwärzen und ihrem Hemdkragen mit Kreide nachhelfen, die einen abgetragenen, schäbigen Hut mit Papier füttern und deren Schuhe das Wasser durchlassen, die in einer billigen Wirtschaft, wo sie essen, nichts mehr auf Kredit bekommen und denen man abends bei der Heimkehr den Zimmerschlüssel verweigert, weil sie ihre Miete nicht bezahlen können, die oft ohne Licht zu Bett gehen, deren Heizungen mehr Rauch als Wärme verschaffen und die sich den Magen verderben, weil sie nicht genügend oder nichts Rechtes zu essen haben.»

«Zwei Nächte hintereinander habe ich einmal unter freiem Himmel zubringen müssen, weil ich für mein Zimmer die Miete nicht bezahlen konnte und deshalb nicht mehr nach Hause zu gehen wagte; und um doch etwas auszuruhen und schlummern zu können, da ich von Müdigkeit überwältigt war, blieb mir nichts anderes übrig, als die Wartsäle



Im Mai/Juni 1882 hielt sich Dunant wieder in Heiden auf. Eintrag in seinem Taschenbuch.

eines der grossen Bahnhöfe aufzusuchen, die wegen der zahlreichen von und nach Paris fahrenden Nachtzüge die ganze Nacht offen standen.»

Nichts scheint dem Ausgestossenen erspart geblieben zu sein. In seinen Aufzeichnungen finden wir den rot eingerahmten Hinweis. «Drei Monate Gefängnis für Landstreicherei.»

Zu allem Unglück plagten ihn noch nervöse Störungen. Er litt an Kopfweh, Herzklopfen und Schlaflosigkeit. Immer häufiger machten ihm Erkältungen mit Fieber, chronisches Halsweh und Husten, Gelenkrheumatismus und Magen-Darm-Beschwerden zu schaffen. Ein hartnäckiges Ekzem und eine Lähmung der drei ersten Finger der rechten Hand zwangen ihn, zeitweise links zu schreiben.

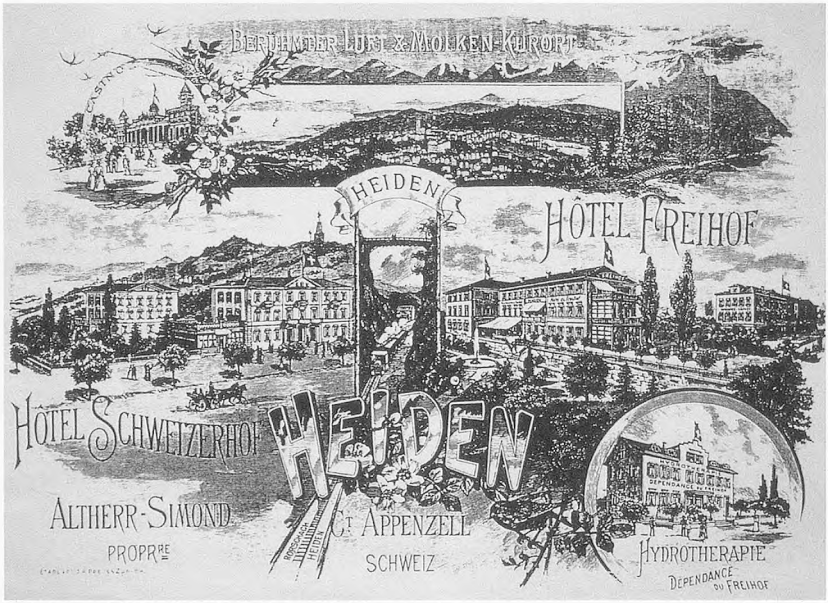
Trotz aller Widerwärtigkeiten, trotz bitterer Armut und Krankheit hörte der Geplagte nicht auf, für seine Ideale zu wirken. 1871 gründete er die «Allianz für Ordnung und Zivilisation», deren Hauptanliegen der politische und soziale Friede war. Zudem wurde eine Besserstellung der Kriegsgefangenen erreicht. Ein Jahr darauf fand in London der Kongress über die internationale Schiedsgerichtsbarkeit statt. Dunant wurde zum Sekretär der «Peace Society» ernannt, bezog dafür aber kein Gehalt.

Der Ruhelose war in den nächsten Jahren, nach seinen Notizen, wieder kreuz und quer in Europa unterwegs. Stationen waren unter anderen Kassel, Karlsruhe, Basel, Bern, Seewis, Paris und zuletzt Stuttgart. Hier fand er bei Pfarrer Dr. Wagner, den er 1863 in Genf kennengelernt hatte, ab 1876 eine vorübergehende Unterkunft, die er zwischen seinen Aufenthalten in London und Paris gerne benutzte. Sein Gastgeber starb 1878, dessen Frau verschied sieben Jahre später, sodass Dunant nun das Haus verlassen musste. Auf Anraten seiner wenigen Stuttgarter Freunde entschloss er sich, nach Heiden zu gehen, das er von einigen Besuchen her kannte.

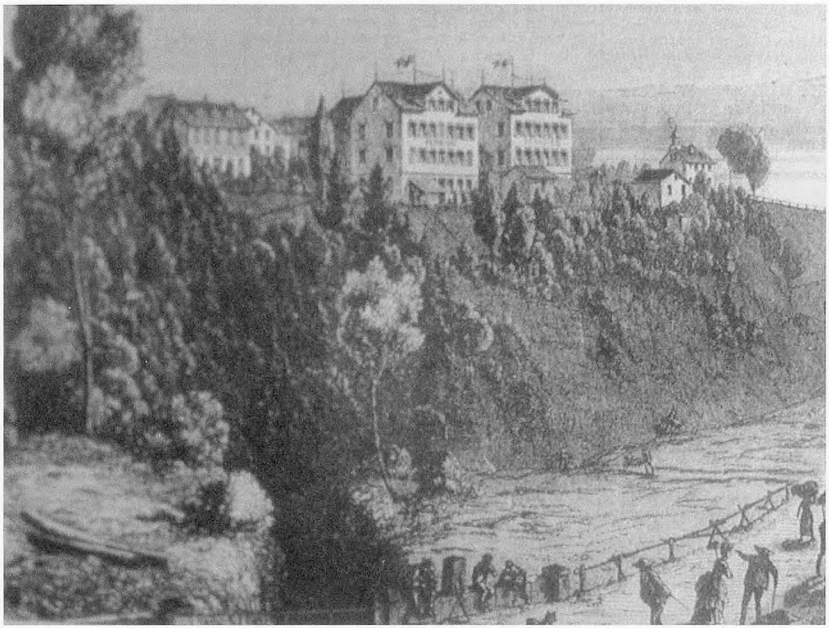
Dunant in Heiden

Pensionär im «Paradies»

Im Juli 1887 war ein älterer, französisch sprechender Herr mit einem langen weissen Bart in abgetragener Kleidung mit der Zahnradbahn von Rorschach herauf nach Heiden gekommen. Er war nicht zum ersten Mal hier. Am 21. Juli 1881 war er mit Stuttgarter Freunden Gast im Hotel Freihof gewesen und hatte seinen Namen, Henry Dunant, in die Gästeliste eingetragen. Im Oktober besuchte er Heiden nochmals, und ein Jahr später war er ebenfalls zweimal hier, einmal im März und nochmals Ende Mai, Anfang Juni, als ihm Frau Kastner zwei Wochen Kuraufenthalt bezahlte. So steht es in seinem kleinen Notizbuch. Jetzt aber wollte sich Dunant endgültig in Heiden niederlassen. Zuerst fand er in der Pension Paradies unterhalb des Bahnhofs bei Familie Stäheli eine preisgünstige Unterkunft.



Der Kurort Heiden zur Zeit Dunants.



Die ersten drei Jahre verbrachte Dunant in der Pension «Paradies» unterhalb des Bahnhofs.

Der Lehrer und Dorfchronist Michael Rohner hatte 1866 in seiner «Geschichte der Gemeinde Heiden» über das «Paradies» geschrieben: «In den dreissiger Jahren ist diese Gegend allmälig in ein Paradies umgeschaffen worden. Die Pension Paradies zeichnet sich nicht bloss durch geschmackvolle Bauart, sondern auch durch die treffliche Einrichtung aus und bietet den Kurgästen einen angenehmen Sommeraufenthalt. Ihre lieblichen Gartenanlagen und die schattigen Waldpartien gehören zu den schönsten in Heiden.»

Hier fühlte sich Dunant wohl. Bald aber war er genötigt, ärztlichen Beistand zu beanspruchen, und so machte er zum ersten Mal Bekanntschaft mit dem Ortsarzt Dr. Hermann Altherr. Dessen Frau Emma, eine geborene Simond aus Chamonix, führte die beiden Hotels Schweizerhof und Freihof. Sie war sehr erfreut, einen Patienten begrüssen zu dürfen, mit dem sie wieder einmal in ihrer Muttersprache reden konnte.

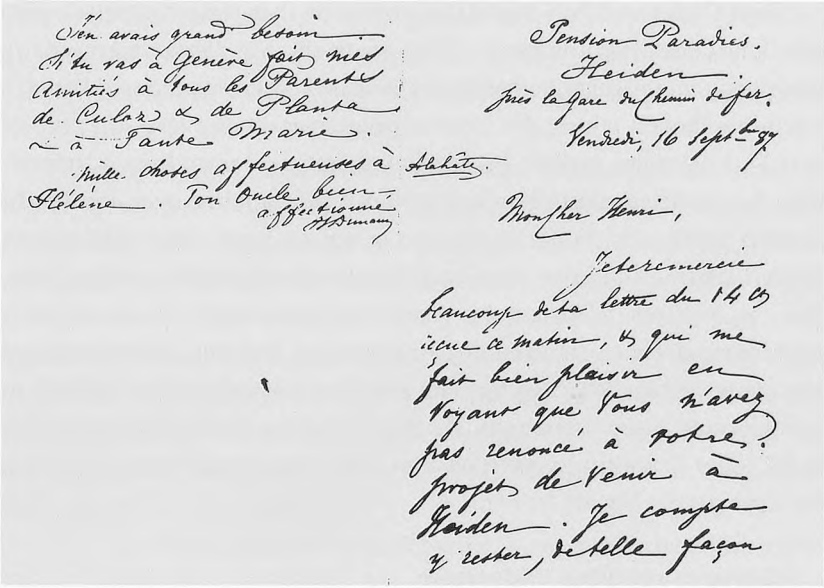
Im Laufe der Unterhaltung stellte Dr. Altherr zu seinem grossen Er-

staunen fest, dass es sich bei seinem Patienten um Henry Dunant, den Gründer des Roten Kreuzes, handelte, von dem er wie viele andere geglaubt hatte, er sei längst verstorben. Vom Herbst 1887 an war Dunant während vieler Wochen Gast bei Altherrs im «Freihof». Er gestand ihnen im Laufe der Zeit unter anderem auch seine prekäre finanzielle Lage ein und wollte ihnen deshalb nicht zu lange zur Last fallen. Im Frühjahr 1888 kehrte er wieder ins «Paradies» zurück.

Wieso kam Dunant ausgerechnet nach Heiden? Einmal weil er selber wünschte, «möglichst weit weg von Genf zu leben», das ihn vor über 20 Jahren verstossen hatte. Dann aber hatten ihm Freunde in Stuttgart, bei denen er vorher jahrelang gelebt hatte, empfohlen, sich hier im Appenzellerland niederzulassen.

Ende des 19. Jahrhunderts war Heiden ein von vielen Stuttgartern bevorzugter Ferienort, ja, es gehörte geradezu zum guten Ton der wohlhabenderen Stuttgarter Bürgerfamilien, wenigstens einmal im Jahr in diesem Luft- und Molkenkurort auf den Höhen des Südufers des Bodensees ihre Sommerfrische zu verbringen.

Nach dem verheerenden Dorfbrand von Heiden im Jahre 1838, der 129 Firste in Schutt und Asche gelegt hatte, erfolgte rasch der Wiederaufbau. Dabei wandte man sich von der traditionellen appenzellischen Bauweise ab und liess sich bei der Planung vom damals in ganz Europa verbreiteten Klassizismus beziehungsweise dessen ländlicher Spielform, dem Biedermeierstil, leiten. In diese Zeit fällt auch Heidens Aufstieg zum Kurort. Nachdem 1848 aus der Bierbrauerei Freihof die erste Molkenkuranstalt entstanden war, wurde der liebliche Ort über dem Bodensee 1860 vom weltberühmten Pionier der Augenheilkunde, Professor Dr. med. Albrecht von Graefe aus Berlin, entdeckt. Er fand heraus, dass die Heilung von Augenkrankheiten «in der staubfreien Luft von Heiden, unterstützt durch das saftige Wiesengrün», überraschend gut gelinge. Graefe führte den Augenspiegel und neue Operationsmethoden des Stars in die Augenheilkunde ein. Er verlegte jeweils im September seine Praxis nach Heiden, um hier in der Kuranstalt «Freihof» augenkranke Patienten aus ganz Europa zu operieren und zu betreuen. – Der Bau einer Kurhalle im maurischen Stil im Jahre 1874 und dann vor allem die 1875 eröffnete Zahnradbahn von Heiden nach dem Bahn- und Schiffsknotenpunkt



Pension Paradies.
Heiden
près la gare du chemin de fer.
Vendredi, 16 Sept^bre 97

Mon cher Henri,

Je te remercie beaucoup de ta lettre du 14 courant reçue ce matin, qui me fait bien plaisir en voyant que tous n'avez pas renoncé à votre projet de venir à Heiden. Je compte y rester, de telle façon

J'en avais grand besoin. Si tu vas à Genève fais mes amitiés à tous les Parents de Culoz et de Planta à Tante Marie.
Mille choses affectueuses à Hélène. Ton Oncle bien affectionné
H. Dunant

Mit diesem Brief an seinen Neffen Henri in Genf lud Dunant ihn kurz nach seiner Ankunft in Heiden im September 1897 ein, einige Tage mit ihm zu verbringen.

Rorschach waren bedeutende Stationen des Aufschwungs. Ab 1885 begann mit Dr. med. Heinrich Frenkel eine weitere ärztliche Kapazität in Heiden zu wirken. Frenkel gilt als Begründer der modernen medizinischen Rehabilitation. Ihm hatten unzählige Patienten mit Lähmungserscheinungen entscheidende Verbesserungen des Gesundheitszustandes zu verdanken.

Hier also lebte nun Dunant, von Familie Stäheli im «Paradies» umsorgt. Gleich nebenan wohnte Frau Dr. Küng-Krüsi, mit der er ausgezeichnet französisch sprechen konnte. Für Dunant ein Glücksfall, denn er sprach auch nach den Jahren in Stuttgart kein deutsches Wort und der Appenzeller Dialekt war für ihn selbstverständlich eine weitere Fremdsprache.

In der freundlichen Umgebung des «Paradies»» fand Dunant auch die nötige Ruhe. «Ich bin glücklich und dankbar für die veränderte Situation in Heiden. Ich habe mich entschlossen, hier zu bleiben, denn in einer Stadt zu leben ist für mich zu teuer», schrieb er nach Stuttgart.

Sein Onkel und Pate David in Genf, hatte ihm testamentarisch eine jährliche Unterstützung von Fr. 1200 vermacht. Mit dieser und nur dank grosszügigem Entgegenkommen der Familie Stäheli konnte sich Dunant nach den langen Jahren der Demütigungen etwas erholen, «die ständigen Verfolgungen meiner Feinde haben meine Gesundheit ruiniert». Sein Zustand besserte sich in den ersten Wochen seines Aufenthaltes in Heiden zusehends. Voller Freude lud er am 16. September 1887 seinen Neffen Henri ein, einige Tage nach Heiden zu kommen und im «Paradies» zu wohnen. Während des Winters benutzte er die Musse, um sich Gedanken darüber zu machen, welches das Ziel des Lebens ist und warum wir leben. Wie von Kind an gewohnt, vertiefte er sich täglich in das Alte und Neue Testament. Die Ruhe und die Besinnung taten ihm wohl. «Der Frühling ist herrlich hier. Die Luft tut mir gut, sodass ich weniger nervös bin als früher.»

Dunants religiöse Bilderwelt

Im Reisegepäck, das Dunant von Stuttgart nach Heiden brachte, befanden sich auch drei grossformatige Zeichnungen, welche höchstwahrscheinlich von Oberbaurat Ernst Neuffer aus Stuttgart stammten und die in mühevoller Arbeit entstanden waren. Er hatte sie Dunant geschenkt. Diese grossen Packpapierbahnen waren mit Tusche beschriftet und mit Wasserfarben bemalt worden und stellten nach Dunants theologischem Verständnis einen «Symbolischen Aufriss nach einigen Propheten der Heiligen Schrift» dar. Dunant griff in Heiden selber zum Zeichenstift und stellte als Ergänzung der Stuttgarter Tafeln die Vorgänge dar, die sich nach seiner Ansicht in den ersten Schöpfungstagen ereignet hatten. Im Vergleich zu den anderen drei Bildern enthält seine Arbeit am meisten Text und am wenigsten Zeichnungen und hat auch keinen Titel. Sie ist gemäss dem Schöpfungsbericht klar strukturiert und in verschiedene Sparten eingeteilt, in denen Texte aus dem 1. Buch Mose und seine persönlichen Anmerkungen zu geistlichen, geschichtlichen und geologischen Ereignissen stehen.

Die drei anderen Bilder sind der Menschheitsgeschichte gewidmet. Eines davon, es trägt den Titel «Das Siebte Weltalter oder der Tag des Menschen», schliesst unmittelbar an die Text-Zeichnung an und be-

ginnt mit dem siebenten Schöpfungstag. Die beiden anderen Bilder beginnen mit Noah und der Sintflut. Im Henry-Dunant-Museum sind Faksimileausgaben in Originalgrösse (110 cm bis 80,5 cm) ausgestellt. Die Originale befinden sich in Genf.

Henry Dunant erklärte seine prophetische Geschichtsauffassung oft seinen Besuchern. Zudem hielt er im kleinen Kreis bei Pfarrer Eduard Frauenfelder im «Vereinshaus der positiven kirchlichen Minderheit» abendfüllende Vorträge über die Ereignisse der Endzeit. Mit dem Lineal in der Hand verfolgte er auf den Zeichnungen an der Wand Punkt für Punkt von oben bis zum unteren Bildrand den Ablauf der ganzen Weltgeschichte. Abschliessend hob er im Sinne der Pietisten die Nähe der Endkatastrophe hervor, um die letzte Dringlichkeit seiner Botschaft zu unterstreichen; «Das Rote Kreuz hat eine unaufschiebbare Mission: Handelt jetzt, bevor es zu spät ist.»

Dass Dunant in der zweiten Hälfte seines Lebens sich viel mit den biblischen Mysterien beschäftigte, kann vielleicht dadurch erklärt werden, dass er über 20 Jahre in geistiger Vereinsamung und materiellem Notstand lebte und dass für ihn die Bibel in jeder Hinsicht das «Heil darstellt, das allen Geringen, Bescheidenen und Demütigen vorbehalten ist».

Harte Worte gegen Kirche und Staat

Der kritische Laientheologe Dunant, wie wir ihn vielleicht nennen dürfen, lehnte in gewissen Phasen «Kirche» und «Christentum» ab. Es wäre aber falsch, in ihm einen Gegner des christlichen Glaubens zu sehen. Er lehnte nicht das Christentum ab, sondern verurteilte die sogenannte offizielle «Christenheit» oder «Christentümelei», wie er sich ausdrückte. Weil er einen krassen Gegensatz zwischen der organisierten und der unsichtbaren Kirche sah, konnte er zur gleichen Zeit, als er sich mit den Monumentalwerken beschäftigte, auf einen Zettel (Original im Dunant-Museum) die bitter-bissigen Worte schreiben: «Zermalmen wir die zwei Niederträchtigen. Die beiden grossen Feinde der Menschheit: Kirche und Staat sind die geistige und moralische Quelle aller Knechtschaft, zwei willkürliche Räderwerke. Das erste scheinheilig verstockt, dünkelhaft pharisäisch und grausam fanatisch. Das zweite brutal gewissenlos und heuchlerisch gewalttätig.»

Im Herbst 1890 schrieb er in einer schweren Depression an Lehrer Sonderegger «Ich wünsche wie ein Hund zu Grabe getragen zu werden, ohne eine einzige von euern Zeremonien, die ich verwerfe... Mir graut vor der Christenheit; ich sehe nicht, weshalb sich die Christenheit erlauben sollte, mich für sich zu beanspruchen. Ich bin ein Jünger Christi wie im ersten Jahrhundert, und sonst nichts. Amen.»

Freundschaft mit Familie Sonderegger

Dunant hatte sich in Heiden einen kleinen Freundeskreis geschaffen. Zu ihm gehörte auch der Lehrer Wilhelm Sonderegger und seine Familie: 1935 veröffentlichte die Witwe des 1904 verstorbenen ehemaligen Lehrers und späteren Regierungsrates, Frau Susanne Sonderegger, Erinnerungen an Henry Dunant, in denen es unter anderem heisst:

«Es ist für mich mit meinen 75 Jahren keine leichte Aufgabe, etwas über J. H. Dunant zu schreiben. Als ich ihn kennenlernte, war ich eine junge Lehrersfrau von 24 Jahren, und es ist verständlich, dass seither manche Erinnerung verblasst ist. Zudem ist es schwer, einen Menschen von der edlen und vornehmen Art Dunants zu schildern, weil die Worte, die mir zur Verfügung stehen, als gewöhnlich und verbraucht erscheinen können. Als Dunant das erste Mal zu uns kam, erfasste mich ein Gefühl der Ehrfurcht, wie ich es noch bei keinem Menschen erlebt hatte. Es verstärkte sich im Verlaufe unserer Beziehungen; denn bei aller äusserlichen Armut strahlte sein Geist Güte, Liebe und Vornehmheit aus. Er und mein Mann erkannten sich sofort im Tiefsten ihres Wesens, und es entstand eine geistige Verbindung, die man wohl als die letzte Freundschaft Dunants bezeichnen kann.»

Sonderegger war damals Lehrer der untersten Klassen und hielt darauf, den Schülern eine gute Grundlage für die weitere Ausbildung zu geben. Er widmete sich der Schule mit ganzer Hingabe und legte seine Erfahrungen in einer pädagogischen Arbeit über die geistigen Fähigkeiten der Schüler nieder, welche an der Pariser Weltausstellung von 1889 mit einer Auszeichnung bedacht wurde. Aus dieser Verbindung mit den Schülern entstand eine Vertraulichkeit, welche sie veranlasste, ihrem Lehrer alle ihre kleinen und grossen Erlebnisse zu erzählen. Eines Tages berichteten sie ihm, dass sie auf der Strasse oft einen sehr alten,

Das Wohnhaus «Rütli» der Familie Wilhelm Sonderegger an der Badstrasse, wo Dunant oft zu Besuch war.

schwarz gekleideten Herrn anträfen, der freundlich mit ihnen rede; er trage einen Bart bis zu den Knien und sehe aus wie der Weihnachtsmann. Ein Bub sagte: ‹Er rede Dütsch, aber es ist Französisch.› Mein Mann erkundigte sich und sagte mir noch am gleichen Abend: ‹Weisst du, wer das ist? Es ist Henry Dunant, der Gründer des Roten Kreuzes. Morgen bringe ich ihn her.› Das weisse Kreuz im roten Feld war mir bekannt, und aus der Realschulzeit erinnerte ich mich, dass das rote Kreuz für Lazarette und Verwundete als Erkennungszeichen diente; aber der Name Dunant war mir kaum im Gedächtnis geblieben. Mein Mann unterrichtete mich über das Lebenswerk des vornehmen Herrn, der tatsächlich einen fast bis zu den Knien reichenden Bart trug. Als Dunant sich einmal beklagte, dass die Leute ihm nachschauten, und wir ihm erklärten, er sei eben mit seinem schönen Barte eine auffallende Erscheinung, verbarg er den Bart unter dem Rocke, so dass man nur den oberen Teil sah; er schnitt ihn nicht ab, sondern trug ihn versteckt bis an sein Lebensende.

Sein erster Besuch war der Anfang eines überaus lebhaften Verkehrs und führte zu einer Freundschaft und einem von Liebe getragenen gegenseitigen Verständnis wie zwischen Vater und Sohn. Mein Mann war dem Schicksal immer dankbar, dass es seinem lebhaften Temperament einen Lehrer auf eine kurze Wegstrecke gegeben hatte, der ihn durch sein Wesen und seinen Einfluss zu einem ‹geistigen Aristokraten›, wie Dunant sagte, bewusst erzog.

Fast jeden Tag kam nun Dunant zu uns. Oft wartete er, bis die Schulstunden zu Ende waren. Dann trank man Tee, und die beiden Männer sprachen über das damalige Weltgeschehen, wobei Dunant mit seinen schweren Erfahrungen, seinen persönlichen Kenntnissen über die Länder und Regierungen und seinem prophetischen Ausblick der Lehrende und Sonderegger der schnell erfassende Schüler war. Dass beiden jede geschäftliche Tüchtigkeit vollständig fehlte, brachte sie einander nur näher. ‹Ich brauche nur anzudeuten, und Ihr Mann versteht mich›, sagte Dunant zu mir.»

Dunant verlangte von Wilhelm Sonderegger restlosen Einsatz für seine Idee. «Es ist für mich angenehm, Ihnen jeden Tag zu schreiben, jedoch befürchte ich, Sie auf die Dauer zu belästigen.»

«Eines konnte Dunant nicht verstehen, dass der junge Lehrer Sonderegger nicht seine ganze Tatkraft und seine Fähigkeiten ausschliesslich in den Dienst des Roten Kreuzes stellte, dass es nicht anging, den Schuldienst und damit den Lebensunterhalt der grossen Familie einfach aufzugeben und die ganze Tätigkeit als Mitarbeiter des ‹Appenzeller Anzeigers› dem Ausbau des Roten Kreuzes zu widmen.

Fast mit List musste mein Mann seine Zeit einteilen, um alle Arbeit zu besorgen. Da musste sich M. Dunant ungezählte Abende mit der ‹chère Madame Wilhelm›, wie er mich auch in seinen Briefen nannte, begnügen. Mit meinem mangelhaften Französisch war ich dann allerdings eine weniger gute Schülerin, aber es machte mich auch nicht verlegen, weil Dunants Deutsch auch nicht besser war. (Dunant schenkte der Frau des Lehrers ein dickes deutsch/französisches Wörterbuch, damit sie besser Französisch lernen sollte.) Diese Stunden der Unterhaltung mit Dunant wären mir eine Quelle unbeschwerter Freude gewesen, wenn nicht der Gedanke an die Hausarbeiten, an Nähen und Flicken für

Wilhelm Sonderegger und seine Frau Susanne mit den acht Kindern.

Mann und Kinder dahinter gestanden hätte; aber ich gewöhnte mich, das Versäumte spät nachzuholen und mich nicht müde zu fühlen. Mein Mann arbeitete ja auch bis spät. Unsere Unterhaltung drehte sich nicht um Politik. Dunant sprach über das Alltägliche, und ich musste mich immer aufs Neue wundern, welche Kenntnis dieser unverheiratete Herr von Kinderpflege und Erziehung hatte. Für alle Fälle wusste er Rat...

Es wurden vier Jahre angeregtesten Verkehrs für beide Männer, auch für Dunant. Dass ein junger, verständnisvoller Freund seine Stütze wurde, ihm bei seiner dürftigen Lebensweise und beim drohenden Versinken in Trübsal half, liess ihn zu neuer geistiger Kraft und regsamer Tätigkeit aufleben. ‹On me laisse mourir de faim›, war seine oft vorgebrachte Klage. Der Wahn, er werde ständig beobachtet und verfolgt, musste immer wieder zerstreut werden. Wenn er in trüber Stimmung war, musste ihn Sonderegger mit Humor, mit etwas Musik und mit Spaziergängen aufheitern. Auch die fröhlichen Episoden, für welche die kleinen Kinder sorgten, halfen mit.»

Als Dunant ab 1892 im Bezirksspital lebte, besuchten ihn Sondereggers Kinder oft. Besondere Freude hatte er an der kleinen Emma, «une beautée avec ses yeux magnifiques et son aimable caractère». Als er sich

in späteren Jahren nicht mehr ausser Haus zeigte und sich ganz zurückzog, soll er aus seinem Eckzimmer im zweiten Stock einen Korb mit einigen Süssigkeiten an einer Schnur auf den Erdboden hinabgelassen haben, wenn er die Sonderegger-Kinder sah.

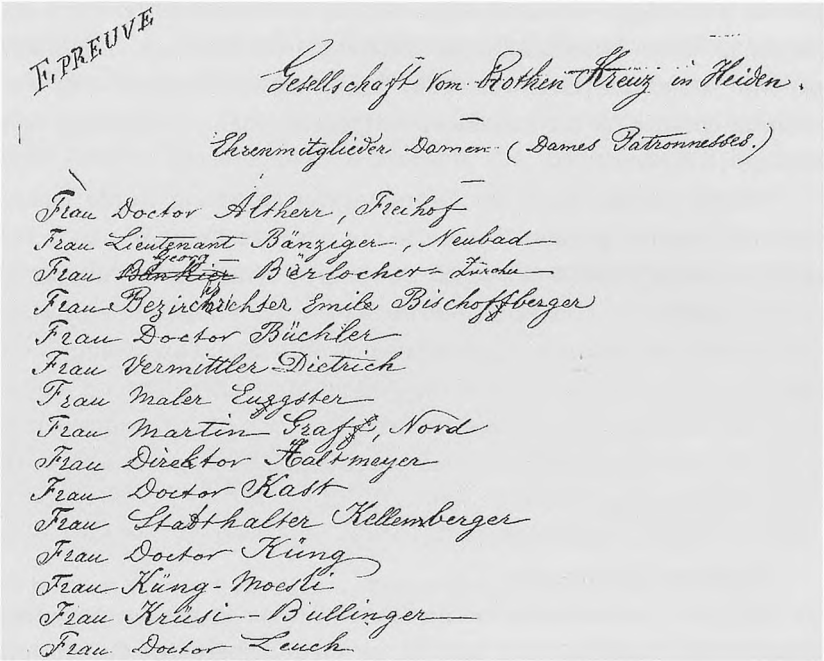
Gründung einer Rot-Kreuz-Sektion in Heiden

Mit Freude und Genugtuung hatte Dunant in Heiden Kenntnis davon genommen, dass zuerst in Aarau und in Zürich Rot-Kreuz-Sektionen entstanden. Im Kanton Appenzell Ausserrhoden war es zuerst Herisau am 29. Oktober 1866 und dann Teufen, das am 30. Dezember des gleichen Jahres zusammen mit der kantonalen auch eine örtliche Sektion ins Leben rief.

Der Gründer des Roten Kreuzes lebte nun bereits drei Jahre in Heiden. So konnte es nicht ausbleiben, dass sich auch hier Gleichgesinnte zu einer eigenen Sektion zusammenschliessen wollten. Dunant sagte seine Mitarbeit bei den Vorbereitungsarbeiten freudig zu. Im Auftrage des Initiativkomitees arbeitete er nicht nur einen detaillierten Statutenentwurf aus, er entwarf auch eigenhändig deren zweifarbigen Umschlag und legte sogar die Papierfarbe fest. Da er nur über geringe Deutschkenntnisse verfügte, übersetzte Lehrer Wilhelm Sonderegger den Entwurf ins Deutsche und schrieb ihn ins Reine.

Wie andernorts üblich, war vorgesehen, nur Damen als Mitglieder in die «Gesellschaft vom Rothen-Kreuz» aufzunehmen. Einzig die Chargen des «Aufsehers», des «Bankiers» und des «Correspondant» (Bezeichnungen, die Dunant persönlich auf die Vorstandsliste setzte) wurden Männern übertragen. Lehrer Sonderegger übernahm die letztgenannte Funktion.

Die Gründungsversammlung wurde auf Donnerstag, den 27. Februar 1890, um 2 Uhr ins «Hotel und Pension Eugster zum Sonnenhügel» einberufen. Dunant hielt, «weil man es unbedingt wünschte», auf französisch eine glänzende Rede, in der er die völlige Neutralität seines Werkes betonte: Das Rote Kreuz suche einzig «das Gute für die Menschheit, ohne Unterschied der politischen, religiösen oder sozialen Partei». Wir dürften einzig «die Bruderschaft aller Menschen vor Augen haben», denn das Rote Kreuz sei «ein hervorragendes Werk weltweiter Men-


I. PREUVE

Gesellschaft vom Rothen Kreuz in Heiden.

Ehrenmitglieder Damen (Dames Patronnesses.)

Frau Doctor Altherr, Freihof
Frau Lieutenant Bänziger, Neubad
Frau ~~Bänziger~~ Leutn. Bärlocher-Zürich
Frau Bezirksrichter Emile Bischoffberger
Frau Doctor Büchler
Frau Vermittler Dietrich
Frau Maler Eugster
Frau Martin Graff, Nord
Frau Direktor Halbmeyer
Frau Doctor Kast
Frau Statthalter Kellemberger
Frau Doctor Küng
Frau Küng-Moeslé
Frau Krüsi-Büllinger
Frau Doctor Leuch

Die Ehrenmitglieder der Sektion Heiden des Roten Kreuzes, aufgelistet von Henry Dunant persönlich.

schenliebe – sagen wir noch mehr: ein Werk echter christlicher Liebe in seiner schwierigsten und zugleich erhabensten Form, handelt es sich doch darum, den Feinden wie Freunden beizustehen. Die vornehmste aller Tugenden ist die Menschenliebe, sagt das Evangelium, die Liebe zu allen Menschen.» – Wilhelm Sonderegger übersetzte laufend die Ausführungen Dunants und führte sie teilweise noch etwas weiter aus. Das war Henry Dunants letzter öffentlicher Auftritt, obwohl er noch 20 Jahre in Heiden zu leben hatte.

An dieser Versammlung wurden Frau Paula Sonderegger als Präsidentin der neugegründeten Rotkreuz-Sektion und die Frau des Bezirksrichters, Emilie Bischofberger, als Ehrenpräsidentin gewählt. Weitere Funktionen wurden an zwei Vizepräsidentinnen, eine Sekretärin und Untersekretärin, die Schatzmeisterin und ihre Stellvertreterin, die Zeugverwalterin und die Bibliothekarin vergeben. Dunant listete alle Char-

gierten und Mitglieder peinlich genau auf und brachte Korrekturen an. An der Spitze der Ehrenmitglieder, «Dames Patronesse» hatte sie Dunant genannt, stand der Name von «Frau Doctor Altherr, Freihof». Die Versammlung hatte für die zahlenden Mitglieder einen Jahresbeitrag von 50 Rappen festgelegt.

Wenige Monate nach der Gründungsversammlung wurde Henry Dunant für seine grossen Verdienste um das Rote Kreuz wie auch für seine administrative Tätigkeit für die junge Sektion zum Ehrenpräsidenten der Rotkreuz-Sektion Heiden ernannt. Die grafisch reich gestaltete Ernennungsurkunde ist zusammen mit anderen Dokumenten aus der Gründungszeit der Sektion im Dunant-Museum in Heiden ausgestellt. Im gedruckt erschienenen Vorstands- und Mitgliederverzeichnis wird «Heinrich Dunant» zum ersten und einzigen Mal mit dem deutschen Vornamen genannt.

Trogener Intermezzo

Im Jahre 1890 verkaufte die Familie Stäheli den ihr zu gross gewordenen Hotelbetrieb «Paradies» samt dem Biergarten und übernahm die Pension «Lindenbühl» bei Trogen. Nur widerwillig folgte ihr auch Dunant. «Dr. Altherr und mein Mann brachten ihn dorthin», schrieb Frau Sonderegger rund 50 Jahre später in ihren Erinnerungen. Wohl gingen fast täglich Briefe zwischen ihrem Mann und Dunant hin und her, aber der Pensionär Dunant fühlte sich hier nicht geborgen und klagte mündlich und schriftlich über sein Unbehagen in Trogen.

«Am ersten Neujahrstag (1892) fuhren wir hin zu einem Besuch; seine Freude darüber war so herzlich, dass ich den Tag nie vergessen werde. Es war das letzte Mal, dass ich ihn sah. Die Einsamkeit auf dem Lindenbühl in Trogen und das Fehlen des persönlichen Verkehrs verstärkten seinen Wahn, dass er verfolgt werde.»

Auch Dr. Altherr sah ein, dass sein Schützling am neuen Ort nicht glücklich war und holte ihn nach 19 Monaten nach Heiden zurück.

Im Krankenhaus

Am 30. April 1892 wurde er als Pensionär ins Bezirkskrankenhaus aufgenommen. Für drei Franken im Tag erhielt er das Eckzimmer Nummer 12

im zweiten Stock. Die monatliche Rente von 100 Franken, die er von seinem Onkel David erhielt, reichte somit knapp aus, dass Dunant als «Selbstzahler» – so wurde er im Krankenhausjournal genannt und immer als Patient Nr. 1 aufgeführt – für seinen Unterhalt selber aufkommen konnte. Die knapp zehn Franken, die ihm monatlich blieben,

№	Name	Heimatort	Wohnort	Bürge	Alter
1	Dunant Henri	Genf	Heiden	Selbstzahler	81
2	Simond Emilie	Chamonix	Heiden	" "	59
3	Fabler Nina	Salzenberg	Heiden	Pflegerin	42
4	Sonzigen Anna	Bonts a/R	Heiden	Pflegerin	62

Im Krankenhausjournal wurde Henry Dunant immer als Patient Nr. 1 und als Selbstzahler aufgeführt.

Henry Dunant bewohnte von 1892 bis zu seinem Tode 1910 im Bezirksspital Heiden das Eckzimmer im 2. Stock.

brauchte er, um neue Schreibhefte, Schreibpapier, Briefumschläge und Briefmarken zu kaufen, denn er führte eine umfangreiche Korrespondenz mit Adressaten im In- und Ausland und schrieb in Heiden Beiträge zur Geschichte des Roten Kreuzes nieder.

Ins Krankenhausjournal, das übrigens erst 1984 wieder aufgetaucht ist, aber leider nur von 1898 bis 1920 reicht, schrieb Dr. Altherr jeweils am Jahresende in der Kolonne «Krankheit» persönlich seinen Befund über den Zustand der Patienten. 1898 vermerkte er zu Dunant: «Verfolgungsideen», 1899: «Man. persecut.» (Verfolgungswahn) und 1900: «Melanch. lev.» (leichte Melancholie).

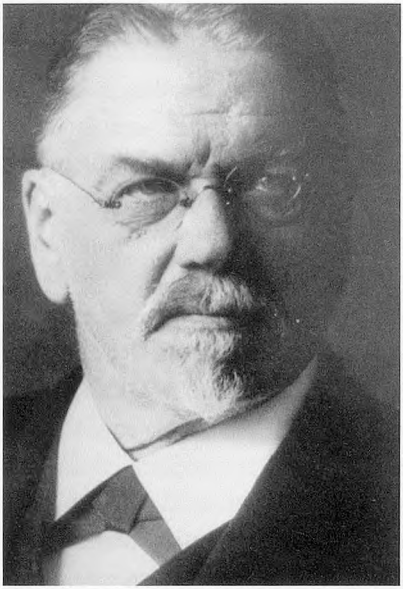
Von der ersten Stunde im Bezirksspital an bis zu seinem Tode 1910 wurde Dunant liebevoll von der Riehener Diakonisse Elise Bolliger betreut. Sie war Vorsteherin des Hauses von 1878 bis 1912 und sorgte für das Wohlergehen der Patienten und des Pensionärs.

Anfänglich empfing Dunant noch ab und zu einige Heidener Personen, dann aber zog er sich auch von diesen mehr und mehr zurück. Zu seinen bevorzugten Besuchern gehörten Major Dr. med. Hans Daae aus Christiana, dem heutigen Oslo, und Professor Rudolf Müller aus Stuttgart, den er 1877 in Stuttgart kennengelernt hatte. Der junge Student Müller hatte Feuer gefangen am alternden Junggesellen Dunant, den er als Mensch und Schöpfer des Roten Kreuzes hoch verehrte und der fast 30 Jahre älter war.

Er war es, der aus vielen hundert Briefen und Dokumenten, die Dunant kreuz und quer durch Europa getragen hatte, aber auch aus Aufzeichnungen, die der Gründer des Roten Kreuzes seit etwa 1892 niederschrieb, langsam die Geschichte dieses humanitären Werkes zusammentrug. Müller kam von Zeit zu Zeit von Stuttgart nach Heiden, um die ausgedehnte Korrespondenz Dunants zu sichten und zu ordnen, eine nicht immer leichte Aufgabe, die aber Dunant niemand anderem überlassen hätte.

Rückzug in die vier Wände

Dunant schloss sich anderen gegenüber mehr und mehr ab. Vertreter der Presse, die ihn aufsuchen wollten, wies er schroff ab. Sogar die Berichterstatter des «Echo de Paris» und des Londoner «Graphic» hatten die



Dr. Hermann Altherr betreute Dunant medizinisch während 18 Jahren im Bezirkskrankenhaus und liess ihm auch sonst jede nur mögliche Hilfe zukommen.

lange Reise nach Heiden umsonst unternommen. Der «Einsiedler von Heiden» ging nicht mehr ausser Haus und sah nur noch durch die Jalousien zum Fenster hinaus auf die Strasse. In seinem Brief vom 13. September 1901 schrieb er: «Ich bin während 8 Jahren, 1 Monat und 13 Tagen nicht mehr ausserhalb des Hauses gewesen und ich bin auch nie in den unteren Stock gestiegen.» Selbst die bekannte und überall gefeierte französische Schriftstellerin Madame Séverine musste seine abweisende Haltung erfahren. Man hatte sich im Hause vergeblich bemüht, der aufgebrachten Dame Zutritt zu verschaffen. Auf den Bescheid, dass Dunant niemanden empfangen werde und «wenn es der König von Preussen wäre», rief sie entrüstet aus: «Mais moi, c'est autre chose.»

Mehr und mehr ergriff Pessimismus den 64-Jährigen. Sein mageres Ruhegehalt («es sind 50 Cents mehr pro Tag, als das Kostgeld für einen Hund in Amerika beträgt»), das kaum für die Frankatur der vielen ausgehenden Briefe ausreichte, der Aufenthalt, wie er klagte, in einem Greisengefängnis, stachelten seinen Unmut erst recht an.

«Noch einmal lebte er auf, als der internationale Kongress des Roten Kreuzes in Rom vorbereitet wurde», schrieb Frau Sonderegger in ihren

Erinnerungen. «Obwohl ihn mein Mann oft besuchte, schrieb er fast täglich einen oder gar zwei Briefe an ihn. Dunant hatte den dringenden Wunsch, dass mein Mann nach Rom reise, um die gemeinsam besprochenen Gedanken über den Ausbau des Roten Kreuzes persönlich vorzutragen. Sie ratschlagten viel über die Möglichkeit, den Plan auszuführen. Dunant dachte an eine Geldsammlung in den Lokalvereinen, um die Reise zu ermöglichen. Sie scheiterte, weil weder er noch mein Mann die Kosten aufbringen konnten. Dafür verfasste mein Mann einen Aufruf, den er mir vorlas und ohne Wissen Dunants an den Kongress sandte, wo er vorgelesen wurde. Er löste eine unerwartete Wirkung aus. Dunant war jahrelang vergessen geblieben; die meisten Mitglieder des Kongresses wussten nicht, dass der Gründer des Roten Kreuzes noch lebte und in welcher Lage er sich befand. Die von überzeugender Herzlichkeit erfüllte Eingabe Sondereggers war eine Überraschung. Man kümmerte sich plötzlich um Dunant; aus verschiedenen Ländern kamen Anfragen an meinen Mann, wie man helfen und den Lebensabend Dunants verschönern könnte. Ich erinnere mich noch an den Grafen Stollberg-Wernigerode und an M. Lambert de Reims, die ich später bei ihren Besuchen in Heiden kennenlernte. Es ist tatsächlich so, dass Dunant voraussichtlich unbekannt, arm und vergessen in Heiden gestorben wäre, wenn nicht Sonderegger den Aufruf an den Kongress in Rom gerichtet hätte.

Aber bald nachher kam der tragische Bruch der Freundschaft. Dunant wünschte sein Büchlein ‹Un Souvenir de Solferino› von meinem Mann besser übersetzt herauszugeben; die Arbeit wurde gerne übernommen, obwohl es eine grosse Geduld brauchte, jedes handgeschriebene Blatt Dunants durchzunehmen und richtig zu übersetzen. Eines Tages vermisste Dunant einen Bogen seines Manuskriptes. Mein Mann erklärte ihm, es sei nicht bei ihm, sondern müsse sich bei Dunant selber befinden. In seiner Aufregung erfasste Dunant der Wahn, sein Freund sei für seine Feinde zugänglich, habe ihn hintergangen und mit dem vermissten Bogen betrogen. Von Stunde an brach er jeden Verkehr ab, ohne sich auf eine Untersuchung oder eine Erklärung einzulassen. Es ist gewiss überflüssig beizufügen, dass meinen Mann an diesem bedauerlichen Zwischenfall nicht das geringste Verschulden traf. Der Bruch war eine Folge der Krankheit Dunants, der in seinen letzten Jahren nicht

einmal seinen ärztlichen Freund Dr. Altherr oder die alte Krankenschwester empfangen wollte. Als Professor Wernle von Basel Dunant besuchen wollte und Sonderegger um seine Begleitung bat, machte ihm Dunant nur eine stumme Verbeugung und richtete kein Wort an ihn. Aber trotz dieser schmerzlichen Erinnerung bewahrte ihm mein Mann die dankbare, gute Gesinnung.»

Während Wochen und Monaten schrieb Dunant in über einhundert braune und blaue Schulhefte die Geschichte des Roten Kreuzes, die Rudolf Müller in Stuttgart herausgeben wollte. Gleichzeitig gingen von Heiden aus viele hundert Briefe an einflussreiche Leute in alle Welt. Vom Buch und den Kontakten zu Fürsten und Regierungen erwartete der Geächtete seine Rehabilitierung.

Späte Beachtung Dunants

Nur acht Tage nachdem sich Dunant im Bezirksspital niedergelassen hatte, war in Winterthur eine Sektion des Roten Kreuzes gegründet worden. Fast zur gleichen Zeit ging von Heiden die Anregung zu einer internationalen Hilfeleistung für Dunant aus. Der Notruf erreichte auch Winterthur. Der Sektionsvorstand erkundigte sich in Heiden über den Zustand Dunants und erhielt von Dr. Altherr klaren Bescheid über die schlechte finanzielle Situation. Zudem leide der Pensionär an rheumatischen Beschwerden, und es träten ab und zu auch Depressionen auf. «Er ist alle Tage ausser Bett und arbeitet stets für das Rothe Kreuz, sei es durch mannigfaltige Correspondenzen oder durch neue Entwürfe. Manchmal ist er etwas aufgeregt und empfindlich, besonders wenn man auf seine bitteren Schicksale und Enttäuschungen zu reden kommt. Zum Ausgehen ist er nicht zu bewegen. So bleibt er als Einsiedler in seinem Zimmer im Krankenhaus.»

Das war für die Sektion Winterthur das Signal zum Handeln. Auf Initiative des Sekretärs stimmte sie einem umfassenden Hilfsprogramm zu, das eine spezielle Dunant-Kommission in die Hand zu nehmen hatte.

Man dachte nicht nur an materielle Mittel, sondern versuchte Dunant auch moralisch zu unterstützen. Das ihm auf den 33. Jahrestag der Schlacht von Solferino überreichte Buch der Friedenskämpferin Bertha von Suttner «Die Waffen nieder» erfreute den Vereinsamten ausseror-

dentlich. Gerührt dankte Dunant für das Geschenk und bat, ein sicher ungewöhnliches Vorgehen, ihn zum Ehrenmitglied der ältesten Schweizer Ortssektion zu ernennen. Dieser Wunsch wurde ihm umgehend erfüllt und Dunant mit Datum vom 1. Juli 1892 zum ersten Ehrenmitglied der Sektion Winterthur ernannt.

Der Einsatz der Sektion Winterthur, Dunant auch finanziell zu helfen, war erstaunlich. Man nahm mit dem Zürcher Stadtpräsidenten Hans Pestalozzi und dem Schweizerischen Zentralpräsidenten des Roten Kreuzes, Dr. Stäheli in Aarau, Kontakt auf und bewirkte durch ein Zirkularschreiben an alle Sektionen, dass noch vor Weihnachten wenigstens 600 Franken zusammenkamen, «comme signe de vive Sympathie dans votre maladie... et comme expression de la profonde venération et de l'estime continuel... envers le fondateur de la Croix-Rouge». Zudem hatten sich Zürich und Winterthur verpflichtet, Dunant bis zu seinem Lebensende mit 200 respektive mit 100 Franken zu unterstützen. Der Hilferuf war auch jenseits der Landesgrenzen gehört worden. Unter der Überschrift «Ein Wort zur Verbesserung seiner Lage» erschien in Stuttgart die Broschüre eines persönlichen Freundes Dunants, die ein analoges Vorgehen wie in Winterthur anregte.

Winterthur bemühte sich zudem, auch einen lange gehegten Wunsch Dunants zu verwirklichen, nämlich seine «Erinnerungen an Solferino» erstmals in deutscher Sprache in einer hiesigen Druckerei herauszugeben. Dieser Plan zerschlug sich allerdings nach jahrelangen Bemühungen. Dunant hatte sich aus verschiedenen Gründen für die Herausgabe in Deutschland entschieden. In einem Brief bedankte er sich dennoch für alle Bemühungen der Winterthurer: «Ich habe so viel gelitten seit mehr als 27 Jahren, dass Sie kaum ermessen können, wie empfänglich ich für Ihre Güte und für das ständige Wohlwollen bin, das man mir in Winterthur erweist.»

Von den über 90 Briefen, welche zwischen den Winterthurer Freunden und Heiden hin- und hergeschickt wurden, sind deren 55 von Henry Dunant eigenhändig geschrieben worden. Die restlichen 35 Briefe tragen als Absender meistens den Namen des Aktuars Johann Pfister oder anderer Vorstandsmitglieder und sind an Dunant persönlich gerichtet.

Dunant wollte auch eine Sammlung von Kriegsbildern nach Winterthur zur Aufbewahrung geben als Grundstock einer Bibliothek und eines nationalen und internationalen Museums des Roten Kreuzes. Diese Idee wurde erst 1988 mit der Eröffnung des Rot-Kreuz-Museums in Genf verwirklicht.

Es gehört zu den Eigenheiten des Sonderlings Dunant, dass er den ihm so wohlgesinnten Johann Pfister zeit seines Lebens nie sah. Nachdem sich Pfister volle zehn Jahre selbstlos für Dunant eingesetzt hatte, traf er auf einer Ferienreise in Heiden ein. Gerne hätte er dem Betreuten bei dieser Gelegenheit Auge in Auge gegenübergestanden. Als man ihm aber mitteilte, Dunant weise alle Besuche, sogar Fürstlichkeiten ab, blieb ihm nichts anderes übrig, als einen stillen Gruss ins Eckzimmer des zweiten Stockes des Bezirkskrankenhauses zu Dunant hinaufzuschicken und sich vor dem Hause auszuruhen.

Die Bindungen zu Winterthur waren inzwischen so intensiv geworden, dass sich Dunant mit dem Gedanken beschäftigte, dort einmal seine letzte Ruhestätte zu finden. Der entsprechende Brief aus Heiden ist nicht mehr vorhanden, aber der Antwort des Aktuars entnehmen wir: «... Auf Grund Ihres neuerlichen Briefes vom 22. dieses Monats habe ich mit dem Vice-Präsidenten Rücksprache genommen. Nun muss ich Ihnen leider sagen, lieber Herr Dunant, dass, obschon eine Beerdigung Ihrer sterblichen Hülle in Winterthur eine grosse Ehre für unsere Sektion wäre, die natürlichste Stätte dafür nach unserer Meinung der Friedhof jenes schönen Ortes ist, den Sie seinerzeit als Zuflucht ausgewählt hatten. Dort ist es friedlich, dort sind Sie mit der Gastfreundschaft behandelt worden, die einem Mann Ihres Verdienstes zukommt. Um nicht Gefahr zu laufen, dass Ihr Grab einmal Gegenstand eines für Ihr grosses Lebenswerk wenig fruchtbaren Neides werde, glauben wir, die Pflicht zu haben, Sie unsere Antwort wissen zu lassen. Aber, lieber Herr Dunant, seien Sie unbesorgt, dass unsere Sektion eines Tages nicht eine der ersten sein wird, die eine Abordnung für das Geleit Ihrer sterblichen Hülle entsendet. Wir werden Ihren Namen auch über Ihr Grab hinaus zu ehren wissen.»

Am 17. Mai 1895 erschien in der «Zürcher Freitagszeitung» ein zweiseitiger Artikel über «Henri Dunant und die Genfer Konvention vom

Roten Kreuz», verfasst von Redaktor Samuel Zurlinden, angeregt vom Zürcher Bankier Scholder-Develay. «Der Artikel fand Beachtung im In- und Auslande. Auswärtige Amtsstellen verlangten Separatabzüge, zahlreiche Blätter nahmen Notiz davon.» So ist es zu erklären, dass die deutsche Illustrierte Zeitung «Über Land und Meer» den Redaktor der St.Galler «Ostschweiz», Georg Baumberger, beauftragte, nach Heiden zu fahren und wenn möglich über ein Zusammentreffen mit Henry Dunant einen längeren Bericht zu schreiben.

Da Baumberger enge Beziehungen zum Appenzellerland hatte, ist es angezeigt, sich mit seiner Person etwas näher zu beschäftigen.

Georg Baumbergers Einsatz für Dunant

Johann Georg Baumberger wurde am 8. März 1855 als Sohn einer aus Kirchberg im Toggenburg stammenden Familie in Zug geboren. Seine Jugend verbrachte er in Zug, wo sein Vater eine Apotheke führte. Mit 26 Jahren war Baumberger nach Herisau gekommen. Im gleichen Jahr übernahm er zusammen mit seiner Frau im Hause «Zur Krone» in Speicher einen kleinen Spezereiladen. Bald wurde er als Aktuar des ältesten Appenzeller Lesezirkels, der «Sonnengesellschaft», berufen. Dort hatte seine Fähigkeit der klaren schriftlichen Formulierung Beachtung gefunden. Der initiative Industrielle Jakob Steiger-Meyer in Herisau hatte im Kampfe mit der radikalen «Appenzeller Zeitung» und der Freisinnigen Partei ein Konkurrenzblatt gegründet und Baumberger zu dessen Redaktor bestimmt. Diese Aufgabe brachte dem Lernbegierigen Schulung und Erfahrung vor allem in den Bereichen Sozialpolitik und Volkswirtschaft. Als er 1866 das Angebot bekam, die Redaktion der konservativen «Ostschweiz» in St.Gallen zu übernehmen, griff er sofort zu. Seine Liebe zum Appenzellerland blieb bestehen. Sein Lieblingsort war droben im «Kalch» bei Brülisau, wo er oft wohnte und Tag für Tag mit den Bergbauern verkehrte. Was er mit ihnen zusammen erlebte, schrieb er in seinem Novellenbuch «Juhu-Juuhu» auf. Er war auch der Verfasser des Festspiels für die Stoss-Feier von 1905. Während 15 Jahren war er ein politisch sehr engagierter Redaktor der «Neuen Zürcher Nachrichten». Von 1913 bis 1917 war er Zürcher Gemeinderat. Zu seinem 70. Geburtstag erhielt Baumberger den Ehrendoktor der juristischen Fakultät der Universität

Freiburg, 1919 wurde er in den Nationalrat gewählt und starb am 21. Mai 1931 als einer der angesehensten Politiker der Schweiz. Baumberger war also auf Umwegen auf Dunant aufmerksam geworden, der von der Welt totgesagt und vergessen war. Vorsichtig bahnte sich ein Schriftwechsel an. Dunant schien zu spüren, dass sich ihm ein Mensch anvertraut hatte, der das Unrecht, das ihm widerfahren war, sühnen wollte.

St-Gall, den 2. August 95

Herrn Henry Dunant in Heiden

Sehr geehrter Herr,
Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihren lieben Brief, der mich sehr bewegt hat. Sie dürfen mir glauben, lieber Herr Dunant, dass ich alles tun werde, um Ihr unsterbliches Werk in St-Gall zum Blühen zu bringen. Ich hoffe aber auch, dass für seinen berühmten Gründer bessere Tage als die der jüngsten Vergangenheit kommen werden. Gestatten Sie mir daher eine Frage. Würden Sie so liebenswürdig sein, mir einen Besuch bei Ihnen im Laufe der kommenden Wochen zu erlauben? Zweck dieses Besuches wäre, Sie um einige Auskünfte über Ihr Werk zu bitten. Ich habe auch die Ehre, Ihnen mitzuteilen, dass überall Freunde des Roten Kreuzes sich der einzigartigen Verdienste seines Gründers zu erinnern beginnen. Bitte schreiben Sie mir also einige Worte, ob Ihnen mein Besuch recht wäre. Abschliessend darf ich Sie, sehr geehrter Herr Dunant, meiner vorzüglichen Hochachtung versichern.

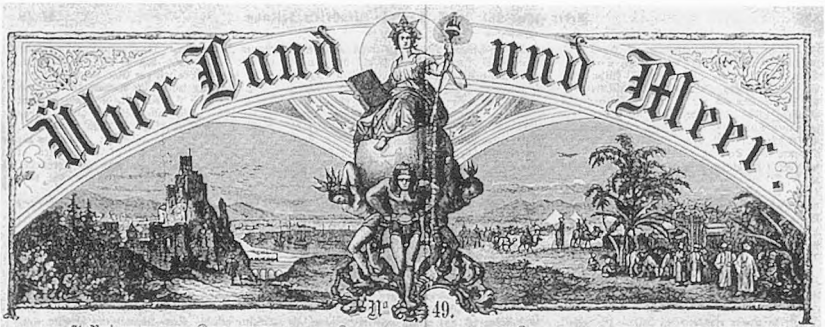
G. Baumberger

Durch die Vermittlung von Dr. Altherr, der Baumberger als «homme le plus distingue de toute la Suisse Orientale» Dunant empfohlen hatte, konnte der St. Galler Journalist am 7. August 1895 in Heiden vorsprechen. Er war innerhalb von über drei Jahren erst der dritte Besucher, der vorgelassen wurde. Nach anfänglicher Zurückhaltung entspann sich ein sehr angeregtes Gespräch zwischen Dunant und Baumberger, das sich dann über mehrere Stunden erstreckte.

Dem Journalisten lag viel daran, seinem Text ein aktuelles Foto des Gründers des Roten Kreuzes beizugeben. Er schickte deshalb am 12. August den St. Galler Fotografen Otto Rietmann nach Heiden, damit dieser einige Porträtaufnahmen mache. Dunant hatte sich im Schlafrock in seinen rotsamtenen Armsessel gesetzt, wie gewohnt sein Käppchen auf dem Kopf. Der Sessel ist heute zusammen mit dem Handstock als eines der wenigen persönlichen Relikte Dunants im Henry-Dunant-Museum im «Dunant-Haus» ausgestellt.

Bald nach dem Besuch in Heiden verfasste Baumberger einen ausführlichen Bericht, der zuerst in gedrängter Form in der damals bekannten «Deutschen Illustrirten Zeitung – Über Land und Meer» am 6. September 1895 in Stuttgart erschien. Auf seinen persönlichen Wunsch hin erhielt Dunant 200 Exemplare, die er zu Propagandazwecken in seiner näheren Umgebung verteilte. Wesentlich ausführlicher waren die Erinnerungen, welche Baumberger als Redaktor der «Ostschweiz» im eigenen Blatt abdruckte. Als «Feuilleton» mit der Überschrift «Einiges über Henri Dunant und seine Werke» veröffentlichte er in 15 Kapiteln seine Eindrücke über die Begegnung vom 7. August («Ostschweiz» Nr. 209–218, 10.–20. September 1895).

> «Henri Dunant, der Begründer des ‹Roten Kreuzes›
> Es war am 7. August dieses Jahres, als ich nach dem lieblichen Kurort Heiden im schweizerischen Kanton Appenzell fuhr. Es galt, einem Manne einen Besuch abzustatten, der – heute ein halb Verschollener und Vergessener – ein Werk schuf, das selbst unsterblich, auch seinem Schöpfer den Weihekuss der Unsterblichkeit auf die Stirn drückte: Henry Dunant. Der Weg zu ihm führte nicht in eines der zahlreichen comfortablen Hotels oder in eine der zierlichen Villen, die von behaglichem Menschendasein erzählen, sondern in das einfache Bezirkskrankenhaus, wo Dunant seit Jahren weniger als Patient, denn als Pfründner zu drei Franken Pensionspreis per Tag lebt. Eine Diakonissin führt mich in das Zimmer Nummer zwölf, der Wohnstätte des edlen Mannes. Es ist ein reinliches, lichthelles Zimmerchen mit zwei Fenstern. Ein Bett, ein Stehpult, zwischen beide eingekeilt ein Sofa mit verblasstem Überzuge und ein Schrank, zwei



74. Band.
Siebenunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1894—1895.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag ℳ 3.50.
Redaktion:
Frank Schubert in Stuttgart.

Henri Dunant,

der Begründer des „Roten Kreuzes".

Es war am 7. August dieses Jahres, als ich nach dem lieblichen Kurort Heiden im schweizerischen Kanton Appenzell fuhr. Es galt, einem Manne einen Besuch abzustatten, der — heute ein halb Verschollener und Vergessener — ein Werk schuf, das, selbst unsterblich, auch seinem Schöpfer den Bestheiß der Unsterblichkeit auf die Stirn drückte: Henri Dunant. Der Weg zu ihm führte mich in einen der zahlreichen comfortablen Hotels oder in eine der zierlichen Villen, die von behaglichem Menschendasein erzählen, sondern in das einfache Bezirkskrankenhaus, wo Dunant seit Jahren weniger als Patient, denn als Pfründner zu drei Franken Pensionspreis per Tag lebt. Eine Diakonissin führt mich in das Zimmer Nummer zwölf, die Wohnstätte des edlen Mannes. Es ist ein reinliches, lichthelles Zimmerchen mit zwei Fenstern. Ein Bett, ein Stehpult, zwischen beide eingekeilt ein Sofa mit verblaßtem Ueberzuge, und ein Schrank, zwei Stühle und ein Tisch bilden das ganze Mobiliar. Die Wände mit dem kalten Gipsanstrich muten eisig an. Kein Bild schmückt sie und kein sichtbares Zeichen. Vorn über dem Tische hängt ein kleines Spiegelchen, wie man sie in Dienstbotenkammern findet, neben dem Bette ein Thermometer und an der Thür die „Hausordnung". Nun muß ich hier gleich beifügen, daß diese Armlichkeit nicht eine stumme Sprache des Vorwurfs an die Adresse der Anstaltsleitung führt. „Herr Doktor Altherr — der Anstaltsarzt — und die Diakonissinnen sind von den wenigen Freunden, die mir geblieben sind, die besten," sagte mir Herr Dunant. Er selbst begrüßte den Besucher auf das liebenswürdigste. Es ist eine prächtige Figur, dieser bald siebenzigjährige Herr, mit dem edlen, ausdrucksvollen Kopfe, dem part inkarnirten Teint, der etwas Verklärtes im Farbenton hat, mit den silberweißen Haaren und dem silberweißen Barte. Die ganze Erscheinung hat etwas patriarchalisch Ehrwürdiges und doch weder etwas Kavaliermäßiges in jeder Linie, in jeder Bewegung. Selbst im einfachen, braunen Schlafrocke, aus dem Manchetten in tadellosester Weiße hervorgucken, im schlichten Hauskäppchen, verleugnet sich des Mannes vornehme Abkunft und vornehmes Wesen nicht. Diese Eindrücke verstärken sich, je länger man mit Herrn Dunant spricht. Er redet das Französisch der großen Welt; jeder Ausdruck ist gewählt, wo es paßt, fein und geistvoll kalkulirt; bald nimmt die Unterhaltung die Form liebenswürdiger Causerie an, bald einen hohen Geistesschwung und -flug, das letztere jedesmal, wenn er auf die Schöpfungen und ihren Ausbau zu reden kommt, denen er Leben und Vermögen opferte. Die modulationsfähige, weiche, etwas hoch-liegende Stimme nimmt dann eine sonore, wuchtige Klangfarbe an, der Blick, der sonst lauter Güte zu strahlen scheint, leuchtet in machtvollem Funkeln auf und an den Nasenwurzeln zeigen sich jene Falten, die eine eiserne Energie verraten, und man begreift, daß dieser Mann eine Weltmission zu erfüllen im stande war. Und dabei ist er von kindlicher Bescheidenheit, von jener durchgeistigten Bescheidenheit, die das eigene Ich vor einer großen Lebensaufgabe und der Ergebenheit an sie vergißt.

Wer ist Henri Dunant? Nun, zum Teil habe ich es schon verraten. Er ist der Schöpfer jenes gewaltigen völkerrechtlichen Vertrages, der unter

Nach einer photographischen Aufnahme von Otto Mommsen in St. Gallen.

Henri Dunant.

Am 6. September 1895 erschien ein Artikel von Georg Baumberger in der «Deutschen Illustrirten Zeitung».

Stühle und ein Tisch bilden das ganze Mobiliar. Die Wände mit dem kalten Gipsanstrich muten eisig an. Kein Bild schmückt sie und kein liebendes Zeichen. Vorn über dem Tische hängt ein kleines Spiegelchen, wie man sie in Dienstbotenkammern findet, neben dem Bette ein Thermometer und an der Thür die ‹Hausordnung›. Nun muss ich hier gleich beifügen, dass diese Ärmlichkeit nicht eine stumme Sprache des Vorwurfs an die Adresse der Anstaltsleitung führt. ‹Herr Doktor Altherr – der Anstaltsarzt – und die Diakonissinnen sind von den wenigen Freunden, die mir geblieben sind, die besten, sagte mir Herr Dunant. Er selbst begrüsste den Besucher auf das liebenswürdigste. Es ist eine prächtige Figur, dieser bald siebenzigjährige Herr, mit dem edlen, ausdrucksvollen Kopfe, dem zart inkarnierten Teint, der etwas Verklärtes im Farbenton hat, mit den silberweissen Haaren und dem silberweissen Barte.

Die ganze Erscheinung hat etwas patriarchalisch Ehrwürdiges und doch wieder etwas Kavaliermässiges in jeder Linie, in jeder Bewegung. Selbst im einfachen, braunen Schlafrocke, aus dem Manchetten in tadelloser Weisse hervorgucken, im schlichten Hauskäppchen, verleugnet sich des Mannes vornehme Abkunft und vornehmes Wesen nicht. Diese Eindrücke verstärken sich, je länger man mit Herrn Dunant spricht. Er redet das Französisch der grossen Welt; jeder Ausdruck ist gewählt, wo es passt, fein und geistvoll pointirt, halb nimmt die Unterhaltung die Form liebenswürdiger Causerie an, bald einen hohen Geistesschwung und -flug, das letztere jedesmal, wenn er auf die Schöpfungen und ihren Ausbau zu reden kommt, denen er Leben und Vermögen opferte. Die modulationsfähige, weiche, etwas hochliegende Stimme nimmt dann eine sonore, wuchtige Klangfarbe an, der Blick, der sonst lauter Güte zu strahlen scheint, leuchtet in machtvollem Funkeln auf und an den Nasenwurzeln zeigen sich jene Falten, die eine eiserne Energie verraten, und man begreift, dass dieser Mann eine Weltmission zu erfüllen imstande war. Und dabei ist er von kindlicher Bescheidenheit, von jener durchgeistigten Bescheidenheit, die das eigene Ich vor einer grossen Lebensaufgabe und der Ergebenheit an sie vergisst.

Wer ist Henry Dunant? Nun, zum Teil habe ich es schon verraten. Er

ist der Schöpfer jenes gewaltigen völkerrechtlichen Vertrages, der unter dem Namen ‹Genfer Konvention› am 22. August 1864 zwischen der Schweiz, Baden, Belgien, Dänemark, Spanien, Frankreich, Hessen, Italien, Niederlande, Portugal, Preussen, Sachsen und Württemberg zustande kam, dem sich auf der spätern Konferenz zu Berlin (1869) bereits dreiunddreissig Staaten angeschlossen hatten und welchem heute die zivilisierten Völker aller fünf Erdteile und selbst halbbarbarische Staaten, wie Siam und Persien angehören.

Es war der erste grosse Weltvertrag, der abgeschlossen wurde, der erste völkerrechtliche im grossen Stil, und er hat damit eigentlich für spätere ähnliche Verträge auf anderen Gebieten, wie den Weltpostvertrag, die Bahn gebrochen. In der Zeit grosser Erinnerungen darf wohl auch das Gedächtnis dieses Weltabkommen aufgefrischt werden, das im Kriege von 1870/71 ein Segen für ungezählte Tausende war.

Jean Henry Dunant wurde am 8. Mai 1828 in Genf geboren, als Abkömmling einer alten Patrizierfamilie, deren Mitglieder vor der Reformation eine bedeutende Stellung in der stolzen Stadt am Léman eingenommen hatten. Er gehörte in Genf einer Gesellschaft junger, vornehmer Leute an, die sich der Hilfeleistung an Arme und Unglückliche widmete, und schon 1849 tauchte ihm der Gedanke an die Gründung eines grossen internationalen Bundes zur Linderung des Unglücks aller Arten auf. Der Gedanke erhielt festere Gestalt nach dem österreichisch-französischen Feldzuge.

‹Un Souvenir de Solferino› betitelt sich das Büchlein, das 1862 als Frucht der Erfahrungen auf dem Schlachtfelde von Solferino erschien und in seinem Weckrufe an Fürsten und Völker die erste Anregung zur Genfer Konvention und zur Begründung des Roten Kreuzes gab. Es sind ohne Zweifel literarisch ebenso bedeutende Schlachtenbilder geschrieben worden, wohl auch farbensattere und künstlerisch vollendetere, aber keines so gewaltig im Aufschrei eines grossen und edlen Mannesherzens, so hinreissend im Appell an die Menschenliebe und Menschenwürde, so erschütternd im ritterlichen Streite für die Menschlichkeit. Das war auch das Geheimnis der gewaltigen Wirkung dieses Buches, das, in kurzer Zeit in alle

Sprachen der zivilisierten Welt übersetzt, zündende Funken in die Herzen der Besten aller Nationen warf und einen grossen Zeitgedanken in hellen Flammen auflohen liess, der bisher als unerreichbares Gut einer besseren Welt betrachtet wurde.

Von hoher und allerhöchster Seite erhielt der Verfasser Kundgebungen der Sympathie für seine Anregungen und Aufmunterungen, die zur Durchführung zu bringen. Aber schon vorher war er wieder in voller Aktion. Er korrespondiert 1862 mit dem Militärschriftsteller Oberst Lecomte in Lausanne betreffs einer einheitlichen Liebesfahne aller Nationen für die Verwundeten und das Sanitätspersonal. Inzwischen hat er auch General Dufour für die Idee gewonnen, der ihr zwar vom ersten Anfang an sympathisch gegenüberstand, aber zuerst Zweifel in ihre Ausführbarkeit setzte, und auch die ‹Societé genevoise d'utilité publique› begann sich der Ausführung des einen der Vorschläge von Henry Dunant anzunehmen: der Bildung freiwilliger sanitärer Hilfscorps für die Armeen. In einer Versammlung dieses Vereins, welche unter dem Vorsitz von General Dufour am 17. Februar 1863 tagte, wurde denn auch beschlossen, ein Memorandum über diesen Gegenstand, mit dessen Abfassung Dunant betraut wurde, dem internationalen Wohltätigkeitskongress in Berlin vom Spätsommer des gleichen Jahres zu unterbreiten. Jener Kongress kam aber nicht zustande, und nun regten Dunant und Moynier, der Präsident jener Gesellschaft, die Einberufung einer internationalen Konferenz in Genf an. Von jetzt an entwickelt Dunant eine beinahe übermenschliche Thätigkeit; er eilt von Hof zu Hof, von Minister zu Minister, überall die Herzen für seine Ideen zu entflammen; die Grossen im Reiche der Kirche, des Staates und der Wissenschaft sucht er überall zu mobilisieren; er kennt keine Schwierigkeiten, scheut keine Enttäuschungen, keine Opfer an Geld und an Zeit. Nur einer solchen Aktions- und Agitationskraft, gepaart mit dem edelsten Wollen, und dem feinsten weltmännischen Takte, konnte es gelingen, den Kongress zustande zu bringen, denn an sich hatte ja die Idee etwas Unerhörtes, dass ein Privatmann mit einigen Freunden es wagen wollte, die Mächte Europas zu einem Kongress zu versammeln.

Im September 1867 eilte Dunant nach Berlin zum internationalen Statistischen Kongress, wo er mit dem Leibarzt des Königs von Holland, Dr. Basting, dessen Bekanntschaft er schon früher machte, und der als begeisterter Anhänger seiner Ideen zur Seele des Roten Kreuzes in Holland wurde, gemeinsames Quartier nahm. Die Sache kam zur Verhandlung in der vierten Sektion des Kongresses, welche sich mit einem Vergleiche der Gesundheits- und Sterbefällestatistik zwischen Zivilisten und Militärs befasste. Dunant und Basting gaben kurze Berichte über die Projekte und die Art ihrer Ausführung. Die Sektion sprach einstimmig ihre Zustimmung in Bezug auf die Bildung freiwilliger Sanitätscorps in allen Staaten aus, hielt sich aber nicht für kompetent, über den angeregten Genfer Kongress für Neutralisation der Verwundeten und der Verwundetenpflege ausdrücklichen Beschluss zu fassen; dagegen sprach der Gesamtkongress in seiner Schlusssitzung den einstimmigen Wunsch auf gutes Gelingen jenes Kongresses aus, damit ‹alle Regierungen die Verwundeten und das militärische und freiwillige Ärzte- und Hilfspersonal als neutrale Personen anerkennen›. Dunant liess sofort ein Zirkular herstellen, das Mitteilung von dem Beschlusse machte und an alle Minister des Krieges und des Auswärtigen, sowie an hervorragende Männer aller Staaten versandt wurde.

Für die Idee des projektierten Kongresses war Dunant dann bei hohen Persönlichkeiten tätig. Kronprinz Friedrich Wilhelm, der sich seit dem Erscheinen des ‹Souvenir› mit Dunant in Korrespondenz gesetzt hatte, lud ihn zu einem Besuch nach Potsdam ein und ermunterte ihn, doch ja festzuhalten an seinen Projekten. Besonderes Interesse legte auch der preussische Kriegsminister von Ron an den Tag; am 17. September beschied er Dunant zu sich, unterhielt sich angelegentlich mit ihm und sagte beim Abschiede: ‹Ich unterstütze Ihre Ideen in bezug auf Neutralisierung der Verwundeten und ihrer Pfleger so gut wie diejenigen auf Bildung freiwilliger Samaritercorps und auf Schaffung einer universellen Liebesfahne.›

Gleichzeitig wurde Dunant zum Bruder des Königs, dem Prinzen Karl, Grossmeister der Johanniter, beschieden und zum Grafen von Stolberg-Wernigerode, um von beiden Persönlichkeiten ermuntert

zu werden, energisch weiter zu arbeiten. Prinz Karl sagte unter anderem: ‹Seien Sie gewiss, das niemand mehr Sympathien für Ihre Bestrebungen besitzt als der König und ich als Grossmeister meines Ordens.› Auch an anderen Höfen fand Dunant nunmehr freundliches Entgegenkommen.

Im April 1864 liess dann Druin de L'huys im Namen des Kaisers Napoleon die Note an die Mächte vom Stapel, welche eine Einladung zum offiziellen Staatenkongresse zum Abschlusse des internationalen Vertrages bedeutete. Den eigentlichen Weiheakt erhielt Dunants Schöpfung durch den Krieg von 1866, und er selbst berichtet darüber: ‹Es war im September 1866, da die Königin Augusta die Genfer Konvention und das Rote Kreuz in ihrem Schöpfer ehren wollte. Sie liess eine Einladung an mich ergehen zur Teilnahme an den Festen zu Ehren der Rückkehr der siegreichen Truppen aus Böhmen. Ich nahm an und war Gegenstand von Auszeichnungen, die weit über mein Verdienst gingen und mich in Verlegenheit brachten, zumal als Berliner Blätter sich zu dem Kraftsatze verstiegen: [Noch nie ist ein Zivilist mit dieser Auszeichnung vom Hofe und in solchem Masse mit Ehren von seiten der königlichen Familie überhäuft worden, wie Herr Dunant.] Am Abend des feierlichen Einzugs der Truppen war ich zum grossen Empfange im königlichen Palais eingeladen. König Wilhelm unterhielt sich lange mit mir und sagte zunächst mit gehobener Stimme: [Nun, Herr Dunant, sind Sie zufrieden mit mir? Ich habe jetzt Ihr Werk zur praktischen Ausführung gebracht.] Und gleich darauf sagte der König wieder, dass der ganze Hof es hören konnte: [Ich war der erste Monarch in Europa, der ohne Rückhalt und Zagen Ihre Ideen unterstützte, schon als Sie 1863 nach Berlin kamen. Freilich dachte ich damals noch nicht, dass wir dessen so bald nötig hätten. Wir haben für die verwundeten Österreicher gethan, was wir konnten. Sie waren besser verpflegt als unsere eigenen Verwundeten.] Die Königin Augusta äusserte zu mir: [Wissen Sie, dass ich Ihre Armbinde getragen habe und es mir zur Ehre anrechnete?]›

Die Staaten hatten ihre Aufgabe gelöst. Noch war diejenige der Freiwilligkeit der Privatthätigkeit zu erfüllen. Wohl hatte diese sich

gleichsam von selbst auf den Mahnruf Dunants hin emporgerafft. Aber wie viel, wie unendlich viel gab es in der Folge zu thun, wie viel zu korrespondieren, zu ermuntern, zu raten und zu thaten und Vorurteilen zu begegnen, selbst da, wo man es nicht hätte glauben sollen.

Noch ein anderes grosses internationales Werk wollte Dunant schaffen, und zwar eine internationale Konvention über Kriegsgefangene, das heisst zur Besserung ihrer Lage. Die Idee fasste Boden, so dass Zar Alexander II. von Russland 1872 das Protektorat für die Angelegenheit übernahm. Auf sein Betreiben kam dann 1874 eine internationale Konferenz in Brüssel zustande. ‹Aber›, bemerkte Dunant, ‹der Zar hatte kein Glück mit der Auswahl der Verfasser der Vorarbeiten gehabt. Seine Abgeordneten brachten einen Vertrag von 147 Paragraphen mit. Das war ein Vertrag für eine Beratung von Advokaten und nicht von Diplomaten; für sie taugt nur ein Vertrag von höchstens einem Dutzend Artikel.› Die Brüsseler Konferenz schloss denn auch mit einem Misserfolg, und seither ist in der Sache nichts mehr gethan worden. Möge aber auch hier die Zivilisation die Wege, die der grosse Genfer ebnete, zum schönen Ziele beschreiten.

Ich bin ausführlicher geworden, als es die Bescheidenheit des Mannes gestattet, dem diese Zeilen gelten, aber noch lange nicht ausführlich genug, um seinen Verdiensten und der Fülle des Hochinteressanten in seinem Leben gerecht zu werden.

Ich werfe noch einen Blick auf den Tisch mit den Briefen von Kaisern und Königen, von Fürsten und Herzogen, Ministern und Feldherren, Kardinälen und Leuchten der Wissenschaft, mit Ehrendiplomen und Bewunderungsadressen aus einigen Dutzend Ländern, und dann auf die edle Gestalt neben mir, deren Brust Preussen einst mit dem Kronenorden zierte, Baden mit dem Zähringer Orden, Portugal mit dem Christusorden, Frankreich mit dem Kommandeurkreuz der Ehrenlegion, und Württemberg, Bayern, Sachsen, Italien und so weiter ebenfalls mit den vornehmsten ihrer Orden. Und ich sehe die Gestalt in den Zeiten ihres grössten Weltglanzes, sehe den Mann das ganze Leben einer grossen Weltidee opfern und halbe Vermögen damit, auf das Glück einer Häuslichkeit und einer Familie

verzichten, und dann durch Unglück auch noch die andere Hälfte des Vermögens verlieren. Dann zieht er sich still aus der Welt zurück, wird vergessen und ist verschollen, so verschollen, dass kürzlich ein Blatt seiner eigenen Vaterstadt Genf meldete, Henry Dunant sei ja längst gestorben.

In einem ländlichen Krankenhaus, in ärmlichen Verhältnissen, sucht Dunant für die Zukunft ein Heim, ein vornehmer Mann auch dort, der zu stolz ist, an sich zu erinnern oder zu betteln, ein verlassener und armer, aber kein gebrochener und verbitterter Mann – trotzdem er Anlass dazu hätte wie wenige. Still arbeitet er an seiner Schöpfung weiter! Dort in der Ecke liegen Hefte eines bald druckfähigen Werkes: eine Geschichte der Genfer Konvention und des Roten Kreuzes. Und daneben liegen andere Hefte; sie enthalten Studien über den Pauperismus in London, an denen er als jahrelanger Forscher auf diesem Gebiete ebenfalls arbeitet. Von der Welt nichts für sich verlangend, sondern nur von dem Wunsche erfüllt, dass sie sich seiner Schöpfungen zu ihrem Heil widme, erscheint der ehrwürdige Greis heute so gross, wie in Mitte seines edlen Wirkens.

Aber hat die Welt darum keine Pflichten gegen ihn, weil er selbst ihr keine solchen zumutet? Wir glauben doch! Täuscht uns nicht alles, so wird Deutschland, dessen Fürsten und grossen Männern ein ausschlaggebendes Verdienst am Zustandekommen der gewaltigen Schöpfung zufällt, auch zuerst auf dem Platze sein, da es gilt, dafür zu sorgen, dass dem Schöpfer derselben ein freundlicher und behaglicher Lebensabend zu teil werde, dass das Rote Kreuz auf der weissen Fahne einen milden Strahlenglanz auf die greise Gestalt niedersende.

Georg Baumberger»

Das Echo aus allen Teilen der Schweiz und Europas war überwältigend. Das Eis war gebrochen. Dunant, der Totgeglaubte, lebte! Die Post brachte Telegramme, Glückwunschkarten, Briefe, Diplome, Orden und Geschenke nach Heiden. Das Schweizerische Rote Kreuz ernannte den Gefeierten zum Ehrenmitglied. Am 28. September traf auch von der Friedenskämpferin Bertha von Suttner ein herzliches Gratulations-

schreiben ein, das einen jahrelangen Briefwechsel einleitete. Sie war eine enge Vertraute des Dynamit-Erfinders Alfred Nobel, dessen ersten Friedenspreis Dunant 1901 und sie selber vier Jahre nach ihm erhielt.

Dunant pflegte nach dem ersten und sozusagen «historischen» Besuch Georg Baumbergers in Heiden weiterhin schriftlichen Kontakt mit dem Journalisten, dessen Vertrauen er spürte. Vor seiner Abreise in die Ferien bedankte sich Baumberger am 16. August nochmals für den Empfang, das fruchtbare Gespräch und die Zuneigung, die er empfunden hatte.

Dunant bedankte sich seinerseits schriftlich nach dem Erscheinen des Textes mit den anerkennenden Worten: «L'article me paraît bon.»

«Travaillez, travaillez, Monsieur, pour cette sainte cause de la Croix Rouge. Elle n'est pas assez connue. J'ai été seulement un instrument dans la main divine.»

Am 30. April 1896 war Baumberger erneut zu Besuch bei Dunant. Er traf ihn allerdings in schlechter Verfassung. Anderntags entschuldigte sich Dunant schriftlich für seine Indisposition.

In den ersten Zeilen erwähnte Dunant einen Brief, den er bereits am 4. April geschrieben, aber nicht abgesandt hatte, und in dem er Baumberger bat, sich beim Bischof von St. Gallen dafür einzusetzen, dass er von Papst Leo XIII. ein Bild mit eigenhändiger Unterschrift bekomme. Baumberger hatte gute Beziehungen zum St. Galler Oberhirten und legte ihm Dunants Wunsch und den entsprechenden Brief persönlich vor.

Bereits am 8. Mai, zufälligerweise an Dunants Geburtstag, schrieb Bischof Egger an das Staatssekretariat in Rom und fügte zur Bekräftigung des Anliegens Dunants Brief vom 4. April bei. «Il me paraît convenable, d'ajouter une lettre de Mr. Dunant à un ami à St-Gall, dans laquelle il fait reconnaître ses sentiments.» Dunant wünschte sich darin nichts sehnlicher, als ein «winziges Zeichen des Wohlwollens» zu erhalten. «Wenn ich jemals eine solche Ehre empfange, würden Sie mir eine ungeheure Freude bereiten.» Dunant erinnerte daran, dass der Vatikan 1868 dem Genfer Abkommen beigetreten war, und wünschte, «vor allem der Heilige Vater möge darauf hingewiesen werden, dass das Werk, das ich erdacht habe und das fortzuführen mir gegeben worden ist, einzig vom Geist Christi inspiriert wurde, durch die reine Menschenliebe. Dies

Werk, das uns alle angeht», sei nur deshalb erfolgreich, weil er «sich über alle Fragen gestellt habe, die die Menschheit im nationalen, religiösen, sozialen und persönlichen Bereich teilen».

Kaum drei Wochen nach Abgang des Briefes nach Rom, das heisst am 21. Mai 1896, unterzeichnete Kardinalstaatssekretär Mariano Rampolla das zweiseitige Antwortschreiben an Bischof Augustinus Egger.

Der Bischof verlor keine Zeit, die Botschaft umgehend an Dunant weiterzuleiten. Am Sonntag, dem 24. Mai 1896, schrieb er nach Heiden:

> «Es freut mich, Ihnen das Bild seiner Heiligkeit Leo XIII. überreichen zu dürfen, womit er Ihnen Ehre zu erweisen wünscht. Der Ausspruch ‹Fiat pax in virtute tua Deus› (Durch Deine Macht, o Gott, werde Friede) und seine eigenhändige Unterschrift wird Ihnen beweisen, wie hoch er das Genfer Abkommen und seinen Urheber schätzt. Durch ein Schreiben seiner Eminenz, des Kardinals Rampolla, Staatssekretär, hat man mich beauftragt, Ihnen sein wohlwollendes Interesse für das grosse Werk mitzuteilen, dem Sie mit so grosser Hingabe Ihre Kräfte und Ihre Jahre geopfert haben. Ich entledige mich dieser Aufgabe, möchte aber noch einige persönliche Worte mitgeben: Es sei Ihnen vergönnt, die Entwicklung des Rotkreuzwerkes in einer langen Reihe von Jahren mitzuerleben, doch ohne dass unsere Heimat in die Lage kommt, dessen Segen beanspruchen zu müssen. Mit dem Ausdruck meiner hohen Wertschätzung bin ich Ihr ergebener
>
> Augustinus Egger, Bischof von St. Gallen»

Sofort nachdem Dunant den Brief gelesen und sich am Bild Leos XIII. und der persönlichen, sinnvollen Widmung erfreut hatte, bedankte er sich beim Bischof mit den Worten: «Dieses hehre Zeichen päpstlichen Wohlwollens, das ich mehr als alles andere in der Welt schätze und verehre, erfüllt mein Herz mit tiefer Freude.» Die Porträtfotografie Leos XIII. mit Motto und Unterschrift ist im Nachlass Dunants in Genf erhalten.

Während des Jahres 1896 trafen noch weitere Glückwünsche und Grussbotschaften aus aller Welt in Heiden ein. «Aufrichtige Glückwün-

sche diktiert von Dankbarkeit», telegrafierte der norwegische Polarforscher Fridtjof Nansen.

Freunde in aller Welt

Zehn Jahre, bevor sich Henry Dunant endgültig in Heiden niederliess, hatte er in grosser wirtschaftlicher Bedrängnis und nach langen Irrfahrten durch halb Europa 1876 bei Pfarrer Dr. Rudolf Wagner an der Hasenbergsteige 7 in Stuttgart ein kostenloses Obdach gefunden. In dieser Stadt hatte er während seines Aufenthaltes viele Freunde gewonnen. Pfarrer Wagner hatte ihm auch die Schrift «Eine Erinnerung an Solferino» ins Deutsche übersetzt. Drei Oberbürgermeister, die während seines Aufenthaltes amtierten, erwiesen sich als tatkräftige Gönner und Förderer. Der jüngste unter Dunants Stuttgarter Freunden, der damals 21-jährige Student Rudolf Müller, hatte 1877 auf einem Bummel zufällig «einen Herrn in mittleren Jahren» getroffen, der ihn in gebrochenem Deutsch angesprochen hatte». Es war der Gründer des Roten Kreuzes.

Rudolf Müller, inzwischen Professor geworden und in enger Zusammenarbeit mit Dunant damit beschäftigt, die Geschichte des Roten Kreuzes zu schreiben, ergriff im April 1896 zusammen mit weiteren Kollegen die Initiative, eine Dunant-Stiftung ins Leben zu rufen, um «die Lage Henry Dunants zu verbessern und ihm zu ermöglichen, im Geiste des von ihm geschaffenen Werkes weiterzuwirken». Der Kaufmann A. Graeter konnte als Schatzmeister der Stiftung in kurzer Zeit Eingänge von 24492 Goldmark verbuchen.

Ende Januar 1897 liess die kaiserlich russische Gesandtschaft in Bern Dunant wissen, dass «die erhabene Beschützerin des Russischen Roten Kreuzes, Ihre Majestät, die Kaiserin Marie Feodorowna, anzuordnen geruhte», dass ihm 4000 Franken zur Verfügung gestellt werden und er zudem eine jährliche Rente von 4000 Franken erhalte.

Aber damit war des unerwarteten Geldsegens noch nicht genug. Vom Moskauer Ärztekongress kam ein Brief, unterzeichnet vom berühmten deutschen Pathologen Professor Rudolf Virchow. Er kündigte ihm eine Anweisung von 5000 Franken an.

Mit diesen und den bereits bestehenden regelmässigen und sporadischen Zuwendungen war die finanzielle Lage Dunants mit einem Male

gesichert, und die lebenslängliche Rente der Zarin versprach ihm nun einen wenigstens finanziell sorgenfreien Lebensabend.

«Die Entstehungsgeschichte des Roten Kreuzes»

Im Juni 1897 erschien in Stuttgart «Die Entstehungsgeschichte des Roten Kreuzes und der Genfer Konvention». Etwa vier Jahre lang hatten Dunant und Professor Rudolf Müller daran gearbeitet. Sie enthält bis heute das wichtigste Quellenmaterial aus der Gründungszeit auf geschichtlicher Basis. Die Dunant-Stiftung ermöglichte es Rudolf Müller, viele Exemplare des umfassenden Werkes an bekannte Persönlichkeiten in aller Welt zu versenden. Eines der Bücher ging auch an die grosse Friedensvorkämpferin Bertha von Suttner, für die Dunant längst kein Unbekannter mehr war und für den sie sich schon auf verschiedene Weise eingesetzt hatte.

In ihrem Dankesbrief an Professor Müller tönte Bertha von Suttner zwischen den Zeilen an, man müsse etwas tun, «was ihm die Huldigung der ganzen Menschheit und eine wirklich grosse Summe – ein Vermögen – einbringt, über das er jedenfalls zum Wohle der Menschheit verfügen wird». Damit war zweifellos der Nobelpreis gemeint. Bertha von Suttner war jahrelang mit dem 1895 verstorbenen schwedischen Millionär Alfred Nobel befreundet gewesen. Er hatte den grössten Teil seines riesigen Vermögens einer Stiftung vermacht, aus deren Zinsen alljährlich verdienten Persönlichkeiten aus aller Welt für besondere, der Menschheit nützlich gewordene Leistungen Preise zuerkannt werden sollten.

Hinter den Kulissen wurden Anstrengungen unternommen, um das hochgespannte Ziel, Dunant den Nobelpreis zuzusprechen, zu erreichen.

Die Rotkreuz-Sektion Winterthur erhielt das Werk Müllers ebenfalls, und der rührige Sekretär Pfister bedankte sich dafür bei Dunant umgehend: «Dieses Buch wird nicht in einer Ecke liegen bleiben, sondern es wird durch die Hände aller unserer Mitglieder gehen, die sich für Ihr grosses Werk und dessen Schöpfer interessieren.»

Fünf Jahre lang schon ging der Briefwechsel zwischen dem Sekretär des Roten Kreuzes Winterthur, Johann Pfister, und Dunant angeregt hin und her. Obwohl Pfister verschiedene Male versucht hatte, Dunant in

Heiden zu sprechen, kam eine direkte Kontaktnahme nie zustande. Als Pfister 1906 starb, schrieb Dunant in einem Kondolenzschreiben an die Witwe: «Ich habe die volle Gewissheit, ihn, den ich hienieden nie gesehen habe, an höherem und glücklicherem Orte wiederzufinden.» – Der Sektion Winterthur war Dunant zu grossem Dank verpflichtet: «Ich werde niemals vergessen, dass es Winterthur war, welches zuerst an den Gründer gedacht hat», schrieb er am 30. März 1897 an den Sektionspräsidenten Pfarrer Otto Herold.

Erneut traf aus Winterthur Post ein. Diesmal aber war der Brief von Dr. iur. Theodor Reinhart unterzeichnet. Er wollte auf den 70. Geburtstag Dunants eine Medaille prägen lassen und benötigte dazu ein gutes Bild des zu Ehrenden. Die Aufnahme vom August 1895 war ihm bekannt. Der beauftragte Künstler P. de Grandhomme aus Paris, «der Ihr Bildnis in Email ausführen soll und der es, wie er schreibt, aus künstlerischen Erwägungen und der Einheitlichkeit der Sammlung wegen im Profil machen wird», benötigte noch andere Abbildungen von Dunants Kopf. Dr. Reinhart kannte anscheinend die Eigenheiten Dunants, jedenfalls fügte er seinem Schreiben bei: «Ich begreife jedoch sehr gut, dass Sie gezögert haben, sich nochmals den kleinen Belästigungen durch die Photographen auszusetzen. Da Sie mir sagen, dass Sie keine Besucher mehr empfangen, gestatten Sie mir, sehr verehrter Herr Dunant, dass ich Sie auf diesem Wege meiner hohen Wertschätzung und grossen Dankbarkeit versichere.»

Fast auf den Tag genau zwei Jahre nachdem das wohlbekannte Bild von 1895 entstanden war, lichtete derselbe Fotograf aus St. Gallen Dunant im gleichen Morgenrock, im roten Lehnstuhl sitzend, ab.

Hilfe und Anerkennung

In einem unerwartet günstigen Augenblick klopfte im Herbst 1897 der junge holländische Journalist Dr. Christian Friedrich Haje in Heiden an und wurde vom sonst sehr misstrauischen Dunant freundlich empfangen. Zusammen mit Rudolf Müller wurde Haje ein verständnisvoller Freund des psychisch schwer Angeschlagenen. Die beiden setzten sich in Christiania vehement dafür ein, dass Dunant unter den Kandidaten für den ersten Friedensnobelpreis eingereiht werde.

Aber auch der schweizerische Bundesrat wollte mit seiner Unterstützung nicht zurückstehen und verlieh Dunant am Jahresende den Dr. Alfred-Binet-Fendt-Preis, der alle fünf Jahre demjenigen zuerkannt wird, «der sich das grösste Verdienst um das Vaterland erworben hat».

Den relativ bescheidenen Geldpreis von 1780 Franken nahm er dankbar entgegen. Vielmehr freute er sich aber darüber, dass der Bundesrat ihn im Begleitschreiben als Gründer des Roten Kreuzes und Initianten der Genfer Konvention von 1864 anerkannte.

Zu Dr. Friedrich Haje und Professor Müller gesellte sich ein weiterer Bundesgenosse, der spätere norwegische Generalarzt Dr. Hans Daae, der aber mit Dunant vorerst nur schriftlich verkehrte. Daae war als Militärstipendiat 1897 Beobachter auf dem griechisch-türkischen Kriegsschauplatz gewesen und hatte darüber eine Schrift verfasst. Seine Erfahrungen stimmten, zum Leidwesen Dunants, ganz mit jenen von Solferino überein. Der Militärarzt war im November 1898 zu Müller nach Stuttgart gefahren. Hier wurde der friedliche Schlachtplan im Detail neu ausgearbeitet, das heisst die Weichen gestellt, um in Christiania zu erreichen, dass Dunant in den engsten Kreis der möglichen Anwärter für den Friedensnobelpreis aufgenommen werde. Bei dieser Gelegenheit reiste Dr. Daae nach Heiden hinauf, um mit Dunant einen ersten persönlichen Kontakt aufzunehmen. Aber die Türen blieben auch für ihn verschlossen, und dies während voller acht Tage. Dunant befand sich wieder einmal in einer tiefen seelischen Krise und wollte ausdrücklich niemanden empfangen. Nach diesem Besuch, der nach langem Warten doch noch zustande kam, schrieb Daae: «Wir haben hier in Norwegen von Anfang an an seinem Kampf mit Interesse und Ergebenheit teilgenommen... Unser Parlament wird bald Nobels Friedenspreis verteilen. Wäre nicht Dunant in jeder Beziehung derjenige, dem dieser Preis als eine Selbstverständlichkeit zuerkannt werden müsste?»

Alles war auf dem besten Wege, so dass Professor Müller am 26. April 1899 nach Heiden schreiben konnte: «... in Norwegen geht es immer besser für Sie... Eines Tages wird es heissen, dass der Nobelpreis nur eine geringe Entschädigung für Sie bedeuten wird.»

Müller setzte sich energisch dafür ein, weitere massgebende Männer für Dunant zu gewinnen. Er verfasste einen langen Brief, in welchem er

Dunants Lebenswerk darstellte und eine lange Reihe von Argumenten aufführte, welche das Komitee überzeugen mussten, dass der Gründer des Roten Kreuzes «mehr für die Verbrüderung der Völker geleistet hatte als irgendein anderer zur Zeit lebender Mensch» und deshalb ihm der erste Friedensnobelpreis zuzuerkennen sei.

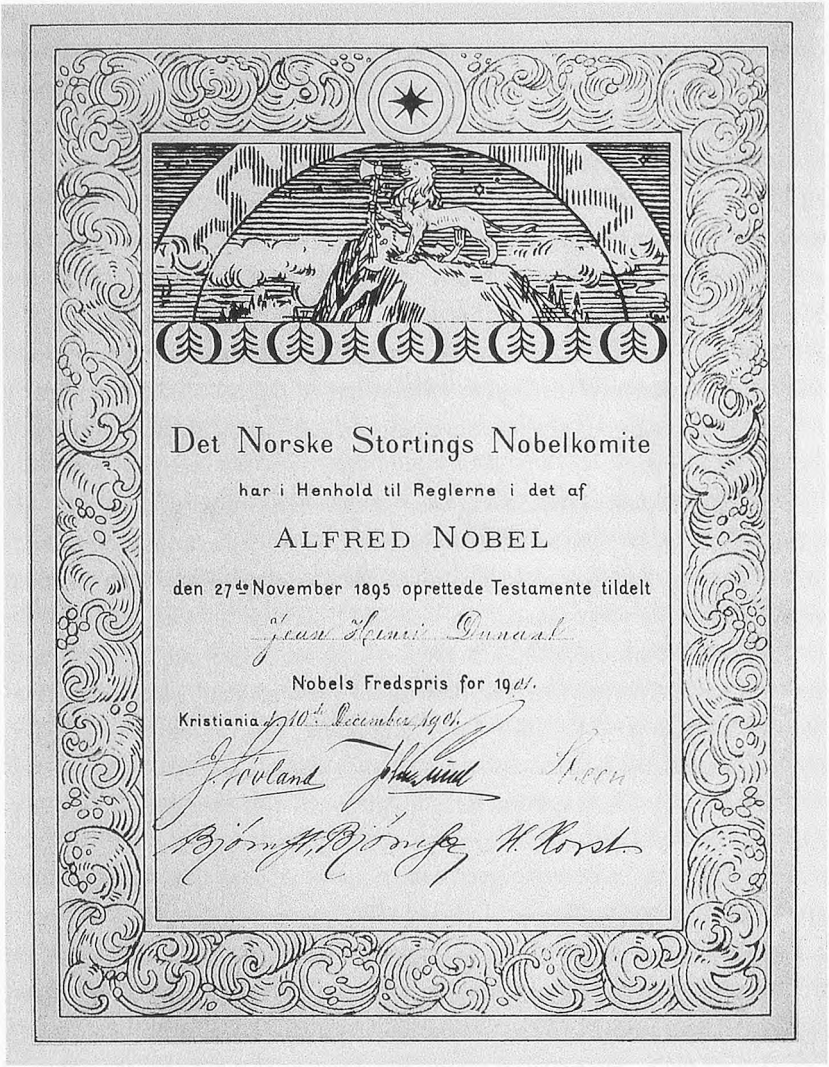
Dem Nobelpreis-Komitee waren bis zum Beginn des Jahres 1901 dreizehn Namen und Institutionen als Kandidaten für den Preis vorgeschlagen worden. Neben Dunant, der als Vierter auf der Liste stand, waren auch der russische Dichter Leo Tolstoi und der Friedenskämpfer Frédéric Passy nominiert worden. In einem Dokument des Komitees wurde besonders erwähnt, über keinen der übrigen Kandidaten läge so reichhaltiges Material vor wie über Dunant. Das war das Werk von Daae, Müller und Haje.

Die Begutachtung Dunants durch den Sekretär des Komitees, Chr. L. Lange, vom 14. November 1901 beruhte im Wesentlichen auf dem Buch «Die Entstehungsgeschichte des Roten Kreuzes» von Rudolf Müller und seinem vorerwähnten ausführlichen Brief, der später von Dr. Daae in Form einer Broschüre mit dem Titel «Dunants Arbeit für den Frieden» veröffentlicht wurde. Das Komitee hatte entschieden: «Der erste Friedensnobelpreis wird Frédéric Passy und Henry Dunant zu gleichen Teilen vergeben.»

Am 10. Dezember traf im Bezirksspital ein Telegramm aus Christiania ein.

> Henri Dunant, Heiden
> Das Nobel-Komitee des Norwegischen Parlaments hat die Ehre, Ihnen mitzuteilen, dass es den Friedensnobelpreis für 1901 den Herren Henri Dunant und Frédéric Passy zuerkannt hat, zu halben Teilen, also ungefähr hunderttausend Franken.
> Mit der Gratulation und den aufrichtigen Wünschen des Komitees
> Der Präsident. J. Loeveland

Wieder stand Henry Dunant im grellen Rampenlicht. Anders als vor sechs Jahren, als er von Georg Baumberger wiederentdeckt worden war, ging die Nachricht von der Verleihung des Preises und seinem ver-



Det Norske Stortings Nobelkomite

har i Henhold til Reglerne i det af

ALFRED NOBEL

den 27de November 1895 oprettede Testamente tildelt

Jean Henri Dunant

Nobels Fredspris for 1901.

Kristiania d. 10de December 1901.

Das Original der Urkunde des Friedensnobelpreises von 1901 befindet sich in Genf. Im Henry-Dunant-Museum in Heiden ist eine Faksimileausgabe, ein Geschenk des IKRK, ausgestellt.

dienten Empfänger rund um den Erdball. Das Postbüro Heiden wusste sich der vielen einlaufenden Telegramme und Briefe kaum zu erwehren. Im Eckzimmer im 2. Stock des Bezirkspitals trafen laufend Gratulationsschreiben ein, die den Geehrten für sein Lebenswerk priesen. «Es gibt keinen Mann, der diese Ehre mehr verdient, denn Sie waren es, der vor vierzig Jahren die internationale Organisation zur Betreuung der Verwundeten auf dem Schlachtfeld ins Leben rief. Ohne Sie wäre das Rote Kreuz, die höchste menschliche Einrichtung des neunzehnten Jahrhunderts, wahrscheinlich nie entstanden», schrieb die Genfer Gemeinnützige Gesellschaft.

Die Glückwünsche und der ihm in Aussicht gestellte grosse Geldbetrag brachten Dunant beinahe aus der Fassung. Noch am gleichen Tag schrieb er an Dr. Daae und dankte ihm für seine Bemühungen. Gleichzeitig bat er ihn, ihn in Christiania in allen Belangen zu vertreten.

Dunant bangte nicht zu Unrecht, dass ihn seine einstigen Gläubiger auch nach 34 Jahren bedrängen und ihren Anteil nun zurückfordern könnten. Tatsächlich hatten sich die einstigen Geschäftspartner in Genf, die seinerzeit durch den Zusammenbruch der Firma geschädigt worden waren, beraten, ob sie ihm die mit dem Nobelpreis verbundene Geldprämie nicht wegpfänden sollten. Das Debakel lag zwar nahezu vier Jahrzehnte zurück, sodass der ehemalige Verlust keinem mehr wehtat und einige Gläubiger ohnedies schon verstorben waren. Aber für calvinistisch motivierte Bankiers kam eben Bankrott einer Verwerfung durch Gott gleich. Dunant war in ihren Augen einfach ein Schurke, und nur weil ihnen Bedenken kamen, sie selbst könnten in Verruf geraten, wenn sie einem inzwischen als Menschenfreund und Helfer international gefeierten Mann die Prämie eines so angesehenen Preises wegpfändeten, liessen sie davon ab.

Am 18. Dezember bemühte sich Dr. Daae schriftlich darum, dass das Preisgeld vorläufig in Norwegen zurückgehalten wurde. Unglücklicherweise war aber bereits ein Check an den schwedisch-norwegischen Generalkonsul in Bern zur Auszahlung an Dunant unterwegs. Daae griff sofort ein und veranlasste, dass der Check an den Aussteller zurückgesandt und das Geld damit sichergestellt wurde.

Am nächsten Tag schrieb Dr. Daae einen langen Brief an Henry Du-

nant. Man spürt aus den Zeilen seinen Stolz, dass es gelungen war, Dunant trotz vieler Schwierigkeiten den Preis zuzuerkennen, und «dass die Blicke der ganzen Welt neuerdings auf Sie gerichtet sind, und dass jedermann den Menschen bewundert, der alles zur Verbrüderung und zum Fortschritt der Friedensidee beigetragen hat».

Als Norweger wurde er von einem patriotischen Gefühl überwältigt: «Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich in diesem Moment glücklich darüber bin, derjenigen Nation anzugehören, die dem Menschengeschlechte die Gelegenheit verschafft hat, Sie zu bewundern, und ich bin stolz, dass Ihnen der Nobelpreis übergeben wurde.»

Gleichzeitig sprach er aber auch sein Bedauern darüber aus, dass ihm, Dunant, nicht der ganze Preis zuerkannt worden war, «aber ich glaube doch, dass man mit dem erreichten Resultat zufrieden sein muss».

Schon Tage vor der Preisverleihung war wegen der Indiskretion einer Dame durchgesickert, was Dunant bevorstand. «Was mich selbst betrifft, so habe ich es als meine Pflicht erachtet, nicht über meine Schritte zu sprechen, die ich zu Ihren Gunsten unternommen habe. Das Resultat sollte eben eine Überraschung sein und zu guter Letzt ist es nun so herausgekommen, dass dieses für Sie eine Enttäuschung sei.»

Dr. Altherr, der Dunant in guten und weniger guten Tagen vorbildlich betreute, war über die Verleihung des Preises an seinen Schützling hocherfreut. Er bedankte sich persönlich bei Dr. Daae für seine Hilfestellungen.

Herr Dr. Hans Daae!

Sehr geehrter Herr Collega!
Es war mir von vornherein klar, dass Sie der Hauptförderer waren der Zuweisung des Nobelpreises an Hr. Dunant. Diese Anerkennung von Dunant vor der ganzen Welt ist der schönste Sonnenstrahl in das einsame Leben des grossen Einsiedlers u. dessen Zustandekommen ist Ihr Werk. Herr Dunant hat natürlich eine grosse Freude damit u. schwärmt jetzt nur für Sie u. Ihre Norweger, aber aufgeregt ist er dadurch geworden u. muss ich mich in Acht nehmen, was ich ihm sage und verschweige.

Die von Dr. Altherr erwähnte Unruhe erkennt man deutlich in der Handschrift Dunants im Brief an Professor Müller.

20. Dezember 1901

«Mein lieber Freund,
Endlich kann ich Ihnen etwas in Ruhe danken für alle Güte und alle Mühe, die Sie für meine Rechte auf den Nobel-Preis aufgewendet haben. Sie haben sich mit besonderer Tatkraft dafür eingesetzt, dass meine Verdienste in Christiania anerkannt wurden, und ich bin Ihnen dafür zutiefst dankbar.

Henry Dunant»

Weihnachten und Neujahr verbrachte Dunant einigermassen ruhig und damit beschäftigt, die vielen eingegangenen Gratulationen aus aller Welt zu verdanken.

Auf Anraten von Dr. Altherr liess er sich von der Gemeindekanzlei urkundlich bestätigen, dass er Dr. Daae für die momentane Verwaltung des Preises eingesetzt habe.

Ich erkläre durch diese Urkunde Herrn Dr. Hans Daae in Christiania, Norwegen, als bevollmächtigt, für meine Rechnung den Betrag des Nobel-Preises von 1901 im Dezember abzuheben, der mir vom Komité Nobel des Norwegischen Parlamentes zugesprochen worden ist.
Ausgefertigt in Heiden, Kanton Appenzell, Schweiz, am 15.1.1902
J. Henri Dunant
Gründer des Werkes vom Roten Kreuz
Stifter der Genfer Convention
Ritter des königlichen Ordens Wasa und anderer hoher Orden
Ich bescheinige, dass die obige Unterschrift wirklich diejenige von Herrn J. Henri Dunant ist.

Heiden, den 15. Januar 1902

C. Graf, Gemeindekanzlei Heiden

Im Herbst und Winter war der Altgewordene vermehrt pflegebedürftig. Depressive Phasen traten in immer kürzer werdenden Abständen auf. Lange anhaltender Husten und sein Rheumaleiden plagten ihn. Ein neuer Lichtblick war für ihn die Nachricht, dass die Medizinische Fakultät der Universität Heidelberg aus Anlass ihres 100-jährigen Bestehens am 8. August 1903 beschlossen habe, ihm die Würde eines Ehrendoktors zu verleihen.

Aus gesundheitlichen und persönlichen Gründen konnte und wollte er nicht am Festakt in Heidelberg teilnehmen, vor allem aber deshalb, weil sein grosser Widersacher Gustav Moynier, Präsident des Komitees vom Roten Kreuz, gleichenorts ebenfalls mit dem Ehrendoktorat ausgezeichnet wurde.

Am 9. Oktober 1904 starb ganz unerwartet Regierungsrat Wilhelm Sonderegger, dem Dunant so viel zu verdanken hatte. «Einige Tage nachher liess mir Dunant seine Visitenkarte und für die Kinder einen Korb schöner Äpfel abgeben. Ich freute mich wehmütig darüber, dass in seinem kranken Geiste noch einmal die Erinnerung an seine ‹chère Madame Wilhelm› aufgetaucht war. Seither sind Jahrzehnte vergangen. Vieles ist unter Arbeit und Sorgen, aber auch unter Freuden verschüttet worden. Die Erinnerung an Jean Henry Dunant, den vornehmen Aristokraten des Geistes und Freund meiner Familie, ist mir geblieben», schrieb Frau Susanne Sonderegger in ihren Erinnerungen.

Vor Jahren war die Freundschaft zwischen Sonderegger und Dunant wegen eines Missverständnisses auseinandergebrochen. Aus Anteilnahme am Tode ihres Gatten schrieb Dunant auf die Rückseite seiner Visitenkarte Worte des Trostes für die Familie. Vielleicht waren es dieselben, die Dunant einmal Wilhelm Sonderegger gewidmet hatte: «C'est par le coeur que les hommes sont tout ce-qu'ils sont» (Rollin).

Dunant sonderte sich mehr und mehr ab und verliess das Krankenhaus monatelang nicht. Immer wieder ärgerte er sich, wenn aus zwei ganz in der Nähe gelegenen Wirtschaften Lärm oder gar Appenzeller Jodler drangen. Mit Patienten im ersten Stock pflegte er keinerlei Kontakte und blieb wenn immer möglich in seinem eigenen Zimmer, das vollgestopft mit Büchern und Handschriften war. Als er zwei Jahre später starb, wurde sein Nachlass in 17 Kisten verpackt und nach Genf spediert.

Immer wieder wurde er von einem Ekzem an der rechten Hand geplagt, das ihm das Schreiben fast verunmöglichte. Im Juni 1905 steckte er in einer tiefen Depression, die soweit ging, dass er nicht einmal mehr mit der ihn seit Jahren betreuenden Schwester Elise Bolliger sprach. Trotz seiner erwähnten Behinderung schrieb er deshalb mit der linken Hand an Dr. Altherr, er möge Schwester Elise bitten, niemanden vorzulassen. «Cela m'est impossible.» Und der sehr misstrauisch gewordene Dunant bat Dr. Altherr in einem Postskriptum, er möge diesen Brief verbrennen, damit er nicht in andere Hände komme. Ein anderes Mal verlangte er die Antwort auf dem gleichen Blatt, um zu verhindern, dass jemand von ihm ein Dokument besitze.

Besuche lehnte er weiterhin ab. Von Journalisten wollte er sowieso nichts wissen. Trotz Zureden war er nicht bereit, eine offizielle Delegation aus Solferino zu empfangen, jenem Ort, von wo aus sein humanitäres Werk seinen Anfang genommen hatte.

Eines Tages stand zu seiner grossen Überraschung die russische Zarenwitwe Maria Feodorowna im Krankenhaus, und er konnte nicht anders, als sie zu empfangen, schliesslich liess sie ihm ja seit Jahren eine lebenslängliche Rente überweisen. – Sein Neffe Maurice Dunant, Sekretär der Sektion Genf des Roten Kreuzes, besuchte den Greis immer wieder in grösseren Abständen und beschrieb ihn als «schönen Greis mit dem milden Lächeln».

Nach wie vor pflegte er intensiven Briefkontakt mit Institutionen und Privatpersonen bis nach Amerika. Zum Jahresende 1907 schrieb er Wünsche zum Jahreswechsel an Miss Clara Barton, Präsidentin des amerikanischen Roten Kreuzes, nach Oxford in Massachusetts in den USA. Die Adresse war unrichtig, so dass die amerikanische Post den kleinen Umschlag mit Dunants Visitenkarte wieder nach Heiden zurücksandte – und das alles für 25 Rappen!

Mit dem Präsidenten des Samaritervereins Zürich-Altstadt, Hans Scheidegger[1], pflegte Dunant schriftlichen Kontakt. Drei Wochen vor

1 Scheidegger, Präsident des Schweizerischen Samariterbundes, hatte sich im November 1929 erstmals in einem Aufruf für eine Geldsammlung zugunsten eines Grab-Denkmals für Henry Dunant eingesetzt. (Siehe «Dunant-Grabdenkmal», Seite 68)

seinem 80. Geburtstag schrieb ihm Dunant, dass er sich seit einigen Wochen nicht wohl fühle. Zudem plagten ihn rheumatische Schmerzen in der rechten Hand, sodass er kaum schreiben könne. In den Beinen habe sich Wasser angesammelt, was ihn beim Gehen hindere und, wie schon oft, leide er an starken Halsschmerzen, sodass er kaum sprechen könne.

Gegen diese immer wiederkehrenden Halsbeschwerden hatte er sich auf einem Zettel in deutscher Schrift ein Rezept notiert, das ihm jemand empfohlen hatte: «Gegen Halsweh: Gurgelwasser mit chlorsauerem Kalium oder Kalichloricum (in Pulverform), ein Kaffeelöffel voll auflösen in einem Viertelliter Gurgelwasser.»

Der 80. Geburtstag

«Am Morgen des 8. Mai (1908) kamen aus Genf zwei Neffen Henri Dunants an, die beiden ältesten Söhne seiner zwei Brüder, von denen der eine vor einigen Jahren gestorben ist, während der andere, Professor P. L. Dunant, durch Krankheit verhindert wurde, die lange Fahrt zu machen. Die beiden Herren verbrachten den Ehrentag bei ihrem Onkel und hatten alle Hände voll Arbeit, um die Flut von Glückwünschen zu bewältigen, die in Form von Telegrammen, Briefen, Postkarten, Blumenspenden an den ehrwürdigen Jubilar eingingen. Die Telegramme liefen zu Dutzenden ein, und die Postboten brachten mit jedem Botengang herzliche Glückwunschbriefe aus allen Ländern Europas, sogar aus Egypten, während die Postkarten zu Hunderten ankamen», schrieb der Appenzeller Anzeiger auf der Frontseite vom 12. Mai. Im Wortlaut wurden die Telegramme des Bundesrates, des Schweizerischen Roten Kreuzes, des Österreichischen und des Russischen Roten Kreuzes, der Kaiserin-Mutter von Russland und des Königs von Norwegen abgedruckt. Sie alle würdigten in warmen Worten Person und Werk des Jubilars. Aus der Schweiz waren Gratulationen von Rot-Kreuz-Sektionen aus vielen Städten, aber auch aus kleinen Orten eingetroffen. Viele Schulklassen, besonders aus dem Kanton Bern, und unzählige Kinder gratulierten dem Achtzigjährigen mit rührenden, kindlichen Worten.

«Eine Kundgebung, wie die Geschichte sie bis heute noch nicht gekannt hat, fand am 8. Mai zu Ehren Dunants in Schweden statt. In allen

öffentlichen Schulen des Reiches wurde zu Ehren Dunants die Landesfahne gehisst, und auf ausdrückliche Anordnung des schwedischen Unterrichtsministers wurde in allen Schulen des Landes eine kleine Broschüre über den Gründer und das Rote Kreuz gelesen, die eigens für diesen Tag verfasst worden war.

Es sind überhaupt von Schweden zahlreiche und zarte Beweise des Dankes und der Anerkennung eingegangen. So übersandten Damen von Stockholm dem Jubilar einen Schlafrock aus feinstem weissem Flanell, am linken Ärmel das Rote Kreuz, eine sinnige Erinnerung an ‹l'homme en habit blanc›, unter welchem Ehrennamen er bei den Verwundeten von Solferino bekannt war.» (Appenzeller Anzeiger vom 12. Mai 1908.)

Dass aus dem Appenzellerland besonders viele persönliche Glückwünsche eintrafen, war selbstverständlich. Die Rot-Kreuz-Sektion Heiden sandte ihre Glückwünsche in einem Korb duftender Rosen eingebettet, und die beiden Zeitungen brachten lange, zum Teil illustrierte Textbeiträge.

Die letzten Jahre

Nach den vielen Ehrungen kehrte der Alltag wieder ein. Dunant merkte, wie seine Kräfte nachliessen. In glücklichen Stunden kehrte sein charmantes Lächeln zurück. Aber seine Verstimmungen häuften sich. Er wurde verbittert, oft kam es aus kleiner Ursache zu Zornesausbrüchen. Noch mehr als früher fühlte er sich verfolgt. Zudem hatte er panische Angst, vergiftet zu werden. Die Köchin Emma Rubeli musste die – fast immer fleischlosen – Mahlzeiten vor seinen Augen zubereiten. Er roch zuerst an allen Speisen, und erst wenn er sich sicher glaubte, setzte er sich an den eigens für ihn hübsch gedeckten Tisch in seinem Zimmer.

Während eines besonders finsteren Augenblicks schrieb er, fast auf den Tag genau zwei Jahre vor seinem Hinschied:

> «Ma volonté expresse est que mes restes mortels soient incinérés à Zurich sans aucune espèce de cérémonies. Facit à Heiden/Suisse le 29 du mois d'octobre mille neuf cent huit.
>
> Jean Henri Dunant»

Unweigerlich stellt sich die Frage, warum Dunant seine sterblichen Überreste in Zürich und nicht zum Beispiel im naheliegenden St. Gallen, das seit 1903 ein Krematorium besass, den Flammen übergeben wollte.

Zürich musste somit für Dunant aus besonderen Gründen von Bedeutung sein, welche die Bindungen an Heiden, St. Gallen oder Winterthur übertrafen.

Wir erinnern uns daran, dass die Sektion Winterthur sofort nach ihrer Gründung eine Hilfsaktion für Dunant organisiert und mit dem Zürcher Stadtpräsidenten Kontakt aufgenommen hatte und Zürich und Winterthur mit einem Rundschreiben an alle Rot-Kreuz-Sektionen eine Geldsammlung durchführten, die zusammen mit den schon vorher zugesagten Renten der beiden Sektionen Dunant einen finanziellen Rückhalt gaben.

Wahrscheinlich erinnerte sich Dunant auch daran, dass eigentlich seine Wiederentdeckung mit dem Artikel in der «Zürcher Freitagszeitung» ihren Anfang genommen hatte.

Und der dritte und vielleicht wichtigste Grund war, dass der Zürcher Stadtpräsident Hans Pestalozzi am 31. Mai 1908 zum Zentralpräsidenten des Schweizerischen Roten Kreuzes gewählt worden war.

Für seine letzte Willensäusserung, in Zürich kremiert und bestattet zu werden, ist wahrscheinlich der erwähnte Kreis dieser Menschen verantwortlich, zu denen als wichtigster das Oberhaupt der Stadt in Personalunion mit dem Präsidenten des Schweizerischen Roten Kreuzes gehörte.

Aber auch das waren noch nicht Gründe genug, um sich in Zürich einäschern zu lassen. Der Entschluss eines Menschen, sich dereinst kremieren zu lassen, war um 1900 weit weniger selbstverständlich als heute. Es war damit immer etwas Bekenntnishaftes verbunden. Bei der ganzen Anlage seiner Interessen und Beschäftigungen ist anzunehmen, Dunant habe die Bewegung für die Feuerbestattung, die in der Schweiz von Zürich ausging, von Anfang an verfolgt, und er habe mit seinem Entschluss zur zeremonienlosen Feuerbestattung etwas Bestimmtes zum Ausdruck bringen wollen. Es ist bei ihm wohl eine Botschaft der Selbstentäusserung, die er positiv selber für die Menschheit gelebt hatte und zu der er negativ durch das, was er an Verfemung und Verfolgung hatte

erleben müssen, in innerster Not gedrängt worden war. «Ich wünsche, wie ein Hund zu Grabe getragen zu werden», hatte er 1890 geschrieben.

Seine Kräfte nahmen mehr und mehr ab. Dr. Altherr stellte fest, dass sich in seinen Unterschenkeln Wasser angesammelt hatte, aber der Patient verweigerte jede Medikamenteneinnahme.

Am 27. Juli 1910 verfasste er zusammen mit seinem Neffen Maurice Dunant, Dr. Altherr und dem Genfer Notar Dr. Cherbuliez sein Testament. Das Geld aus dem Nobel-Preis ermöglichte es ihm, grosszügig an jene zu denken, welche ihm während seines bewegten Lebens Gutes getan hatten.

Dr. Altherr und seiner Frau verschrieb er 10000 Franken «in Erinnerung an ihre liebevolle Betreuung während meines langen Aufenthaltes in Heiden». Schwester Elise Bolliger wurden zum Dank für ihre langjährigen, aufopfernden Dienste 4000 Franken zuerkannt. Verschiedene andere erhielten je 1000 Franken. Die Rot-Kreuz-Sektion Heiden durfte von ihrem Ehrenpräsidenten 500 Franken entgegennehmen. Zur Gründung eines Freibettenfonds vermachte er dem Bezirksspital, in dem er nun seit 18 Jahren wohnte, den Betrag von 13000 Franken. «Der Rest meines Vermögens soll zur Hälfte an philanthropische Werke in der Schweiz und in Norwegen verteilt werden.» Als Testamentsvollstrecker wurde der Neffe Maurice Dunant in Genf bezeichnet.

Der Tod

Der Herbst war ins Land gezogen – auch für Dunant. Die Ernte war eingebracht, und neue Frucht wuchs rund um den Erdball.

Bis Mitte Oktober verbrachte Dunant den Tag meistens im roten Lehnstuhl, aber auch im Bett, dennoch las er täglich mit Interesse sein Leibblatt, «Le Journal de Genève». Nach einem ersten Schwächeanfall wurde sein Neffe Maurice telegrafisch benachrichtigt und verbrachte darauf mehrere Tage am Krankenlager seines Onkels.

Dunant wusste, dass er dem Tod entgegenging, sah ihm aber mit Gelassenheit entgegen. «Ah, que c'est pénible de mourir si lentement», «Ach, wie schwer wird ein langsames Sterben», sagte er in jenen Tagen zu Dr. Altherr.

Beerdigungsanzeigen.

Heiden. Herr Dunant Jean Henri, Gründer des Roten Kreuzes, Sohn des Jean Dunant und der Anna Antoinette Colladon, von Genf, in Heiden, Krankenhaus seit 1892. Alter 82 Jahre, 5 Monate, 22 Tage. Es findet stille Kramation in Zürich statt.

Todes-Anzeige

von

Herrn Jean Henri Dunant,

Gründer und Förderer des „Roten Kreuzes".

Er entschlief ganz ruhig Sonntag Nachts 10 Uhr im Krankenhaus Heiden, in dem er seit 1892 geweilt hat.

Auf ausdrücklichen Wunsch des Verstorbenen findet stille Kremation in Zürich statt.

Die tieftrauernden Verwandten.
Das Krankenhaus Heiden.

Die Todesanzeige im Appenzeller Anzeiger vom 1. November 1910.

Am 30. Oktober 1910, einem Sonntag, ging es mit Dunant rasch zur Neige. Der Atem ging schwer, der Puls schlug schwächer. Aber bis zum letzten Augenblick blieb der Sterbende bei Bewusstsein. «Ah, que ça devient noir», «Wie finster wird es um mich her», waren seine letzten Worte. Friedlich schlief er ein. Es war nachts um 10 Uhr 5 Minuten.

Dr. Altherr beschrieb das Todesantlitz als «majestätisch, schön und ruhig, es strahlte noch im Tode Liebe und Vornehmheit aus».

Als letzte Pflicht füllte der Arzt den «Krankheits- und Sterbeschein» aus und vermerkte als Todesursache «Altersschwäche». Dr. Altherr benachrichtigte unter anderen den Bundesrat vom Hinschied des grossen Schweizers Dunant. Dessen Beileidstelegramm traf als erstes ein.

> «Danke Ihnen für Ihr Telegramm, das uns den Hinschied Henri Dunants meldet. Dunant hat sich durch die Gründung des Roten Kreuzes um die Menschheit verdient gemacht. Die Nachricht des Todes wird nicht nur in der Schweiz, sondern in der ganzen Welt schmerzlichen Widerhall wecken. Der Bundesrat schliesst sich der allgemeinen Trauer an und bittet Sie und die Angehörigen des Hingeschiedenen, den Ausdruck seines tiefsten Beileids entgegenzunehmen.
>
> Im Namen des Schweiz. Bundesrates, Der Präsident: Comtesse»

Der Appenzeller Anzeiger widmete dem Verstorbenen zwei ganze Seiten. In der gleichen Nummer erschien neben anderen eine Todesanzeige, schlicht und einfach, so wie Dunant gelebt hatte.

«Zwei Tage später – es war ein trüber, stürmischer Novembertag – wurde die Leiche aus dem Bezirkskrankenhaus nach dem Bahnhof geführt, wo ein Wagen zur Aufnahme des Sarges bereitstand. Der Leichenwagen durfte nicht durchs Dorf fahren, sondern ganz im Sinne des menschenscheu gewordenen Dunant aussen herum beim Schlachthaus vorbei. Die Vorstandsdamen vom hiesigen Roten Kreuz hatten es sich nicht nehmen lassen, den Eisenbahnwagen schön sinnig zu schmücken. Der Boden wurde mit duftendem Tannreis belegt, die Wände schwarz drapiert. An einer Wand baute sich aus Palmen und Lorbeeren, mit Blumen und Widmungsschleife durchwirkt, eine Art von Baldachin auf, unter welchen der mit Kränzen belegte Sarg zu ruhen kam.» (Appenzeller Anzeiger, 1. November 1910.)

Die sterblichen Überreste wurden per Bahn nach Zürich transportiert. Ein Wunsch konnte Dunant in dieser Stunde nicht erfüllt werden, nämlich, wie er einmal geschrieben hatte, «wie ein Hund begraben zu werden». Hingegen achtete man auf den anderen Wunsch, «ohne Zeremonien zu Grabe getragen zu werden».

Am Allerseelentag, am 2. November um halb fünf Uhr, wurde seine Urne auf dem Friedhof Sihlfeld in der Urnennische 1174 Abt. A beigesetzt. An der Bestattung, ohne Pfarrer und ohne Reden, nahmen seine beiden Neffen, Dr. Altherr, Professor Müller aus Stuttgart und einige Vertreter des Roten Kreuzes teil. So hatte er es gewollt.

Nachlese

Der Fiskus

Rund drei Monate nach dem Tode Dunants hatte sich der Regierungsrat des Kantons Appenzell Ausserrhoden mit einem Schreiben der Gemeinde Heiden zu befassen. Ihm war zu entnehmen, dass Dunant in Heiden rund 8500 Franken und in Genf und im Ausland rund 167 000 Franken hinterlassen habe. Es stellte sich die Frage, ob eine Nachsteuer zu beziehen sei. Dunant galt in all den Jahren, die er im Kanton verbracht hatte, immer als armer Mann und war während dieser Zeit nie besteuert worden. Der Gemeinderat Heiden beantragte Verzicht auf Erhebung einer Steuer und begründete dies so:

- Die Stellung Dunants in der Öffentlichkeit;
- Dunant hat den ganzen Nachlass testamentarisch gemeinnützigen Werken zugewendet;
- auch das vorderländische Krankenhaus wurde mit Fr. 13 000 bedacht.

An seiner Sitzung vom 4. Februar 1911 nahm der Regierungsrat unter dem Vorsitz des späteren Bundesrates Dr. Johannes Baumann Kenntnis von einer Meldung, in der es hiess:

«...dass der seit 1892 in Heiden wohnhafte Dunant keine Ausweisschriften daselbst deponiert hatte. Offenbar habe er auch anderswo keine solchen abgegeben. Man habe es aus Rücksicht auf den alten Mann, dem solche Dinge unangenehm gewesen seien, unterlassen, ihn um Schriften anzugehen.»

Über die verschiedenen Faktoren der Vermögensbildung ist zu vermerken, dass der Verstorbene in Heiden zeitlebens steuerfrei war. Er war arm als er hieher kam, und besass damals nur eine Rente von 1200 Franken im Jahr, welche ihm sein Onkel zugesprochen hatte. Nachdem anfänglich erwogen worden war, die Nachsteuer auf die Hälfte zu reduzieren, trat die Meinung auf, «dass die breite Öffentlichkeit es wohl in einer für unseren Kanton wenig erfreulichen Weise beurteilen, bzw. kommentieren würde, wenn der Staat seine Hand in schwerwiegendem Masse auf das auf so aussergewöhnliche Art entstandene Vermögen des grossen Philanthropen legen würde».

Das Grabmal auf dem Friedhof Sihlfeld in Zürich.

So beschloss die Landessteuerkommission:
«– Von einer Reduktion des Nachsteuerbeitrages wird abgesehen;
– die Aufrechnung der Nachsteuer beginnt erst im Jahre 1903.»

Das Grabmal

Rund 20 Jahre nach dem Tode Dunants hatte der ehemalige Präsident des «Samaritervereins Zürich-Altstadt» und alt Polizeikommissär Hans Scheidegger in Zürich angeregt, für den Gründer des Roten Kreuzes ein würdiges Grabmal zu schaffen. Dunant hatte bereits 1908 mit ihm korrespondiert, wie ein aufgefundener Brief belegt. (Siehe S. 59)

Mit der Ausführung des Grabmales wurde der Zürcher Bildhauer Hans Gisler beauftragt. Eingeweiht wurde es am 9. Mai 1931, einen Tag nach Dunants Geburtstag. Stadtpräsident und Ständerat Dr. Emil Klöti nahm das imposante Denkmal für die Stadt entgegen. Bundesrat Dr. Giuseppe Motta und der Präsident des Schweizerischen Roten Kreuzes, Dr. von Schulthess-Rechberg, hielten eindrückliche Ansprachen, die von musikalischen Darbietungen der Stadtmusik unter der Leitung von Maestro Mantegazzi und des Sängervereins Helvetia würdig umrahmt wurden. Der feierliche Akt unter freiem Himmel in Anwesenheit einer grossen Anzahl Gäste und viel Volk wurde von der «Radio-Genossenschaft Zürich in liebenswürdiger Weise auf den Sender übertragen», schrieb am Montag darauf die Lokalpresse.

Dunant-Museum und Denkmal in Heiden

Als Präsident des Historisch-Antiquarischen Vereins Heiden hatte der 1899 geborene Schreiner Jakob Haug um 1954 die Errichtung eines Dunant-Denkmals in Heiden angeregt. Nach Überwindung vieler administrativer und finanzieller Schwierigkeiten konnte das Monument am 28. Oktober 1962 eingeweiht werden. Es war von der Zürcher Bildhauerin Charlotte Germann-Jahn in grünen Granit gemeisselt und auf der Kurpromenade aufgestellt worden.

Fast gleichzeitig mit den Bemühungen um das Denkmal liefen auch die Arbeiten zur Schaffung eines kleinen Dunant-Museums. An Dunants Geburtstag, am 8. Mai 1969, konnte es im ehemaligen Röntgenzimmer des Bezirksspitals eingeweiht werden. Jakob Haug wurde für

Anlässlich der Einweihung des Henry-Dunant-Museums am 1. Juli 1998, durchschnitten ein Delegierter des IKRK und ein Rotkreuz-Delegierter aus Japan zusammen mit dem Präsidenten des Museums, Hermann Bergundthal, das Band.

Der damalige Staatssekretär und designierte neue Präsident des IKRK, Dr. Jakob Kellenberger, hielt die Festansprache.

seine vielfältigen Arbeiten mit der Dunant-Medaille des Roten Kreuzes ausgezeichnet und zum Ehrenmitglied der Sektion Heiden ernannt.

Der Dunant-Gedenkraum wurde 1988 neu gestaltet und am 17. Juni durch den Präsidenten des Internationalen Roten Kreuzes, Dr. Cornelio Sommaruga, persönlich eingeweiht. Als Geschenk übergab er ein gerahmtes Faksimile von Dunants Diplom zum ersten Friedensnobelpreis von 1901.

Durch eine glückliche Fügung wurde es zehn Jahre später möglich, im Erdgeschoss vier Räume vom Kanton zur Nutzniessung zu erwerben und dank grosszügiger Unterstützung durch die Paul Schiller Stiftung in Zürich, ein modernes Museum einzurichten. Ein eigenartiger Zufall: Henry Dunant lebte in diesem Hause während 18 Jahren und starb hier. Der heutige Präsident des IKRK, Dr. Jakob Kellenberger wurde 1944 in einem der heutigen Museumsräume geboren.

Am 1. Juli 1998 wurde das Museum in Anwesenheit einer grossen Delegation von Rotkreuz- und Dunant-Freunden, auch aus Japan, eingeweiht. – Seither besuchen jährlich mehrere tausend Gäste aus dem In- und Ausland das weltweit einzige Museum für den Gründer des Roten Kreuzes. – Das Museum wurde zu einer internationalen Gedenkstätte für Henry Dunant.

Dunants Lebensweg

1828	8. Mai Geburt Jean-Henri Dunants in Genf
1829–1834	Geburt der Geschwister Dunants: Sophie-Anne (1829) Daniel (1831) Marie (1833) Pierre-Louis (1834)
1836	Reise der Familie Dunant nach Marseille und Toulon, wo der kleine Henri sich über die unmenschlichen Zustände in den Gefängnissen empört.
1837–1848	Henri begleitet seine Mutter bei ihren Armen- und Krankenbesuchen. Später schliesst er sich der Almosengesellschaft an und besucht selber Armenviertel und Gefängnisse. Mit einigen Kameraden der Almosengesellschaft führt er in der «Donnerstags-Vereinigung» Erbauungsabende durch, aus denen später der «Christliche Verein Junger Männer» (CVJM) entsteht.
1849	Dunant beginnt eine Banklehre in Genf.
1852	30. November: Gründung des Genfer Vereins Christlicher Junger Männer.
1853	Im Auftrag der Genfer Compagnie des Colonies suisses de Sétif unternimmt Dunant seine erste Reise nach Algerien.
1854	Die französische Regierung erteilt Dunant eine Konzession für Mühlen in Sétif.
1855	Gründung des Weltbundes der Christlichen Vereine Junger Männer in Paris, wo sich Dunant als Delegierter des Genfer Vereins aufhält. Dunant wendet sich anschliessend kommerziellen Projekten zu und entschliesst sich nach seiner dritten Algerienreise, ein eigenes Unternehmen zu lancieren.
1858	Gründung der Finanz- und Industriegesellschaft von Mons-Djémila.

1859	Dunant reist nach Italien, um bei Napoleon III. wegen seiner algerischen Geschäfte vorzusprechen, die durch bürokratische Massnahmen der Kolonialbehörden behindert werden. 24. Juni, Schlacht bei Solferino: Dunant wird mit dem Schrecken des Krieges konfrontiert, entschliesst sich, sofort zu helfen. 40000 Tote und Verwundete, ungenügende Pflege, Einsatz Freiwilliger; «Sono tutti fratelli», «Alle sind Brüder».
1860–1861	Dunant beginnt mit der Niederschrift von «Eine Erinnerung an Solferino», an der er das ganze Jahr arbeitet.
1862	Im November erscheint« Eine Erinnerung an Solferino» auf Kosten Dunants in einer Auflage von 1600 Exemplaren.
1863	9. Februar: Versammlung der Gemeinnützigen Gesellschaft von Genf, die Dunants Ideen auf die Tagesordnung setzt und ein Komitee von fünf Migliedern beauftragt, ein Memorandum über die «Unterstützung kriegführender Armeen durch Korps freiwilliger Helfer» zu verfassen. 17. Februar: Erste Sitzung des «Fünfer-Komitees», das bald in «Ständiges Internationales Komitee» umbenannt wird. Vom 20. Februar bis 15. März weilt Dunant in Paris und wirbt um Unterstützung für seine Ideen. September: Dunant reist nach Berlin, wo seine Idee auf dem Statistischen Kongress erstmals einem internationalen Publikum vorgestellt wird. Anschliessend besucht Dunant verschiedene europäische Fürstenhöfe. 26. Oktober: Internationaler Kongress in Genf, 16 Staaten sind vertreten. Zehn Resolutionen und drei Wünsche (vor allem in Bezug auf Neutralisierung des Sanitätspersonals) werden verabschiedet.

1864 9. August: Eröffnung der diplomatischen Konferenz in Genf unter dem Vorsitz von General Henri Dufour. Am 22. August wird das Genfer Abkommen «Zur Verbesserung des Loses der Verwundeten auf dem Feld» unterzeichnet. Das Prinzip der Neutralität wird akzeptiert. Das rote Kreuz im weissen Feld wird internationales Schutzzeichen für Heeres-Sanitätsdienst und freiwillige Sanitätshilfe. – Dunant erlebt den Höhepunkt seines Lebens.

1865 Dunant trifft Napoleon III. in Algerien. Er erhofft sich geschäftliche Vorteile für seine Gesellschaft, deren Lage allmählich prekär wird.

1866 Auf Einladung der Königin Augusta nimmt Dunant an den Feierlichkeiten zum Sieg der Preussen über die Österreicher bei Königgrätz teil. Gründung des «Hülfsvereins für schweizerische Wehrmänner und deren Familien», seit 1914 «Schweizerisches Rotes Kreuz» in Bern. Initianten: General Dufour und Bundesrat Jakob Dubs.

1867 Dunant gründet Universalgesellschaft zur Erschliessung Palästinas. Wirtschaftlicher Zusammenbruch der Gesellschaft der Mühlen von Mons-Djémila. Verhängung des Konkurses. Erzwungener Rücktritt Dunants als Sekretär des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz. Er verlässt Genf und nimmt Wohnsitz in Paris. An der Pariser Weltausstellung wird Dunant für seine Verdienste eine Goldmedaille verliehen.

1868 Dunant lebt in sehr ärmlichen Verhältnissen in Paris und verdient seinen bescheidenen Lebensunterhalt mit journalistischen Arbeiten.

1870 Nach Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges gründet Dunant im September eine «Allgemeine Fürsorgegesellschaft», während der Belagerung von Paris eine «Hilfsgesellschaft».

1871 Gründung der «Allgemeinen Allianz für Ordnung und Zivilisation». Hauptanliegen: Politischer und sozialer Friede, internationales Schiedsgericht. Besserstellung der Kriegsgefangenen. Übersiedlung Dunants nach London.

1872 Kongress über die internationale Schiedsgerichtsbarkeit in London. Dunant wird zum Sekretär der «Peace Society» ernannt.

1874 Diplomatische Konferenz in Brüssel zugunsten des Loses der Kriegsgefangenen.

Dunant ist oft krank und führt ein unstetes Leben in Einsamkeit und materiellem Elend. Seine Stationen sind Stuttgart, Venedig, Rom, Korfu, Elsass, Stuttgart, Basel, Bern, London, Heiden, Seewis, Engadin, Karlsruhe, Paris, Stuttgart, London, von wo aus er einen Hilferuf an seine Familie nach Genf schickt.

1887 Finanziell ruiniert und gesundheitlich geschwächt, findet Dunant im Juli in Heiden eine zweite Heimat.

1888 Dunant organisiert eine Sektion des Roten Kreuzes in Heiden.

1889 Dunant sammelt Unterlagen über die Geschichte des Roten Kreuzes und beginnt mit der Niederschrift seiner «Erinnerungen» und arbeitet mit Rudolf Müller an der «Entstehungsgeschichte des Roten Kreuzes»

1892 Dunant wird Dauerpensionär im Bezirksspital Heiden, betreut von Dr. Hermann Altherr.

1895 Begegnung mit dem Journalisten Georg Baumberger im August, dessen Bericht in der Zeitschrift «Über Land und Meer» die Öffentlichkeit auf den längst vergessenen Dunant aufmerksam macht.

1896 Jährliche Rente der russischen Kaiserinwitwe Maria Feodorowna; dazu 1. Preis des Medizinischen Kongresses in Moskau und Binet-Fendt-Preis der Schweizerischen Eidgenossenschaft.

1897	Prof. Müllers Werk «Die Entstehungsgeschichte des Roten Kreuzes und der Genfer Konvention» erscheint.
1901	Dunant erhält zusammen mit Frédéric Passy am 10. Dezember den ersten Friedensnobelpreis.
1903	Dunant wird Ehrendoktor der Medizin der Universität Heidelberg.
1908	Weltweite Ehrung zu seinem 80. Geburtstag.
1909	Dunant setzt sein Testament auf.
1910	Tod Henry Dunants am 30. Oktober in Heiden und Bestattung auf dem Friedhof Sihlfeld in Zürich am 2. November.

Das Denkmal im Park der Seeallee in Heiden wurde 1962 eingeweiht.
Es ist das Werk von Charlotte Germann-Jahn aus Zürich.

Quellenverzeichnis

Appenzeller Anzeiger, 36. Jahrgang, Nr. 57
Appenzeller Anzeiger, 38. Jahrgang, Nr. 129
Appenzell A.Rh. Staatsarchiv, Protokolle Reg.rat 1910/11
Christ Felix, Henry Dunant, Leben und Glauben des Rot-Kreuz-Gründers. Jmba-Verlag, Freiburg, 1983
Christ Felix, Gestalten der Kirchengeschichte, Band 9: Die neueste Zeit. «Sinnbildl. zeitlicher Aufriss» S. 221-232, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart
Descombes Marc, Henry Dunant, Luzern 1988
Dunant Museum und Archiv, Heiden
Heudtlass Willy, Henry Dunant, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, 1962
Müller Rudolf, Die Entstehungsgeschichte des Roten Kreuzes und der Genfer-Konvention, Stuttgart, 1897
Neujahrsblatt Nr. 294 der Stadtbibliothek Winterthur, 1963
«Ostschweiz» St. Gallen, Ende August/September 1895
Rohner M., Die Gemeinde Heiden. Neudruck 1988, Verlag Weber, Heiden
«Über Land und Meer», Stuttgart, Nr. 49, 6. September 1895
Rorschacher Monatschronik (Beilage zum Ostschweizer Tagblatt Nr. 6, Juni 1948)
Bischöfl. Archiv St. Gallen
Dunant Henry, Eine Erinnerung an Solferino (1862)
Dunant Henry, Memoiren (1972)

Die Publikationen des Henry-Dunant-Museums befassen sich mit folgenden Themen:

- Henry Dunant und die Appenzellerin
- Wilhelm Sonderegger – die rechte Hand Henry Dunants
- Henry Dunant und Stuttgart
- Henry Dunant, Frédéric Kastner und das Pyrophon
- Aus dem Dunkel ans Licht, Henry Dunants Weg zum Friedensnobelpreis
- Frauengestalten um Henry Dunant
- Henry Dunant – Sein wechselvolles Leben und seine erstaunlichen Visionen (Biografie)
- Rudolf Müller, treuester Begleiter von Henry Dunant

(Die Hefte sind im Museums-Shop erhältlich)

Lieferbare Titel aus der Schriftenreihe «Das Land Appenzell»

Altherr Heinrich	1	Die Sprache des Appenzellervolkes
Heierli Hans/Kempf Theo	2	Bau und Entstehung des Alpsteins
Schläpfer Walter	3	Die Landsgemeinde von Appenzell Ausserrhoden
Schläpfer H./Koller W.	5	Appenzeller Volksmusik
Sonderegger Stefan	6/7	Der Alpstein im Lichte der Bergnamengebung
Meier Hans	8/9	Das Appenzellerhaus
Altherr Jakob	10	Johann Ulrich Fitzi 1798–1855
Walser Emil	11	Die appenzellischen Gewässer
Fuchs Ferdinand/Schläpfer Hans	12	Festbräuche im Appenzellerland
Brugger Daniel	13/14	Die appenzellischen Eisenbahnen
Widmer Rudolf/Schmid Hermann Barandun Jonas	15/16	Aus der Tierwelt des Appenzellerlandes
Gruntz Johannes	17/18	Appenzeller Schüler und Gehilfen Pestalozzis
Amann Hans	20	Findige Appenzeller und Appenzeller Erfinder
Krayss Edgar/Keller Oskar	21/22	Geologie und Landschaftsgeschichte des voralpinen Appenzellerlandes
Amann Hans	23	Henry Dunants zweite Heimat – das Appenzellerland
Altherr Jakob	24	Gabriel Walser. Pfarrer und Geograph
Fuchs Thomas/Witschi Peter	25/26	Der Herisauer Schwänberg
Diverse	27/28	Wildtiere kennen keine Grenzen
verschiedene Autoren	29	Töbel und Höger, Literarisches aus dem Appenzellerland
Witschi Peter (Hrsg.)	30	Robert Walser – Herisauer Jahre 1933–1956
Zünd Marcel (Hrsg.)	31	Hans Zeller, Kunstmaler, 1897–1983
Blum I./Inauen R./Weishaupt M. (Hrsg.)	32	Frühe Photographie im Appenzellerland 1860–1950
Spirig Jolanda	33	Von Bubenhosen und Bildungsgutscheinen – Die Frauenzentrale Appenzell Ausserrhoden 1929–2004
Witschi Peter (Hrsg.)	34	Jakob Nef (1896–1977) – Ein Appenzeller Nebelspalter
Fuchs Thomas u.a.	35	Mahlen – Bläuen – Sägen, 250 Mühlen im Appenzellerland
Altherr Fredi/Arpagaus Roman/ Heuscher Stephan, Witschi Peter	36	Fabrication – Kleine Industriegeschichte des Appenzellerlandes
Blum Iris u.a.	37	Olga und Hermann Rorschach – ein ungewöhnliches Psychiater-Ehepaar

Der Verlag Appenzeller Hefte, anlässlich der 450-Jahr-Feier der Kantone Appenzell 1963 gegründet, verfolgt mit der Herausgabe der Schriftenreihe «Das Land Appenzell» einen ideellen Zweck. Er will damit zur Kenntnis von Land und Volk am Säntis beitragen.

Während 18 Jahren lebte Henry Dunant als Pensionär im Bezirksspital in Heiden. Hier erhielt er am 10. Dezember 1901 den ersten Friedens-Nobelpreis.
Im Erdgeschoss des heutigen Dunant-Hauses wurde 1998 das weltweit einzige Museum für den Gründer des Roten Kreuzes eingeweiht. Aber nicht nur die Erinnerung an den Initianten und Gründer des Roten Kreuzes wird in diesem Museum wachgehalten, auch seine Visionen einer Welt ohne Krieg und soziale Not werden dargestellt. Die Aktualität des Engagements von Henry Dunant wird den Leserinnen und Lesern dieser Broschüre eindrücklich gezeigt.

ISBN 978-3-85882-118-8

9 783858 821188

www.appenzellerverlag.ch